Die erkenntnistheoretiſchen Grundlagen des Poſitivismus

Zur Ontologie und Erſcheinungslehre der realen Außenwelt

Inaugural-Diſſertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philoſophiſchen Fakultät I. Sektion

der

Kgl. Bayeriſchen Ludwig-Maximilians-Univerſität zu München,

vorgelegt am 3. Juli 1912

von

Hedwig Martius

aus Roſtock

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Halle a. d. S.

Buchdruckerei des Waiſenhauſes

1913

Genehmigt auf Antrag des Herrn Professor Dr. Pfänder

Meinem Vater

Einleitung.

In der vorliegenden Arbeit[1] soll keine im strengen Sinne literarisch oder historisch orientierte Kritik des Positivismus geboten werden. Wir gehen jeweilig von der Kritik gewisser positivistischer Theorien aus, um in der Folge eine Reihe von Fragen betr. Wesensartung und Gegebenheitsweise der physischen Welt und ihrer Gegenständlichkeiten in sachlich selbständiger Form zu besprechen.

Der »Positivismus« gilt uns dabei als eine typische Denk- und Anschauungsweise, die uns nicht nur im heutigen Wissenschaftsbetriebe, sondern auch bei dem außerwissenschaftlichen Menschen die vorherrschende zu sein scheint. Ohne ihre mannigfachen Lehren auf allen Gebieten und die verschiedenen Ausgestaltungen dieser Lehren bei verschiedenen Forschern und zu verschiedenen Zeiten zu berühren, wenden wir uns in völlig prinzipieller Weise gegen die für unser spezielles Thema bemerkenswerten Theorien, die, wie wir glauben, für eben jenen Weltanschauungs- und Denktypus wesentlich sind. Dabei wird es natürlich gleichgültig, in welchen Punkten die Positivisten voneinander abweichen, was bei dem einen mehr, bei dem andern weniger betont ist, usw. Die vereinzelt angeführten Zitate sollen nur als für die betr. Punkte besonders charakteristische Beispiele dienen.

In einem weitesten Sinne kann man von »Positivismus« überall dort sprechen, wo es als Sinn und Wesen aller Erkenntnis angesehen wird, das »Gegebene« als solches zu erfassen.

1) Dieser Arbeit liegt meine von der philos. Fakultät der Universität Göttingen im Juni 1912 preisgekrönte Schrift: »Die erkenntnistheoretischen Grundlagen des Positivismus« zugrunde.

Das »Positive« besteht eben in dieser letztlich sicheren und absolut geltenden Erkenntnisgrundlage.[1]

In den bekannten positivistischen »Erkenntnispsychologien« und »Erkenntnisbiologien« ist zwar der Weg zur Erkenntnis und zum Erkenntnisfortschritt selber ein blinder: die Erkenntnis soll allein durch biologische oder psychologische Gesetzmäßigkeiten, z. B. solche der Selbsterhaltung und Daseinsanpassung, hervorgetrieben werden, also durch nichts weniger als durch eine auf Grund bewußter Einstellung auf das Gegebene gewonnene Einsicht in einen von der Artung dieses Gegebenen selbst geforderten Erkenntnisweg. Aber auch hier bleibt doch der Sinn dessen, was Erkenntnis in sich selbst ist, im wesentlichen erhalten: es ist eine, wenn auch in sich blinde Entwicklung zu einer immer reineren Erfassung dessen hin, was da gegeben ist.

Dieses Moment scheidet jeden »Positivismus« in wesentlicher Weise ab von einer irgendwie »pragmatisch« gerichteten Erkenntnistheorie, die den Sinn von Erkenntnis selbst verkehrt, indem sie etwa das Wahre und das biologisch Relevante identifiziert: wahr ist, was zu biologisch fördernden Handlungen führt; absolute Gegebenheiten, die verschiedenartigen Meinungen ihr schlichtes und unantastbares »so ist es« entgegensetzen können, würden nach dieser Anschauung vergeblich zu suchen sein. Der Positivist liebt es dagegen, von den starren und harten Tatsächlichkeiten oder Urtatsachen zu sprechen.

Es gilt jedoch sich gegen einen Positivismus in weit engerem Sinne zu richten, an dessen inhaltlich bestimmte Lehren sich historisch und literarisch der Name »Positivismus« vorzüglich heftet, und dem auch wir fortan diesen Titel allein vorbehalten wollen.

Für diesen ist eine gewisse skeptische Haltung typisch; es ist hier nicht nur die Meinung, daß man in der natürlichen Weltanschauung sowohl wie in den metaphysisch-philosophischen Disziplinen vieles zu Unrecht als gegeben und vorhanden seiend angesetzt habe, sondern auch, daß es gewisse Erkenntnismöglichkeiten und ihnen korrespondierend ganze Gegenstandsgebiete besonderer Art überhaupt nicht gebe. So richtet man sich etwa gegen eine Erkenntnis »aus reiner Vernunft« oder auf Grund »reiner Anschauung«.

---

1) Vgl. hierzu Husserl, »Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie«, I. Buch (Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, I. Bd. Teil 1, S. 35, oben).

Positiv bestimmt wird dieser Skepticismus durch die Lehre, daß die »sinnliche Wahrnehmung« (äußere oder innere) die einzige Seinserfassungsweise sei und dementsprechend das »sinnlich Wahrnehmbare« oder auch die »Empfindung« das einzige gegebene Erkenntnismaterial.[1]

Indem also das Gegebene, nach dem sich die Erkenntnis zu richten habe, von vornherein festgelegt wird auf das sinnlich Wahrnehmbare, erhält jenes bedeutungsvolle positivistische Grundprinzip eine inhaltlich ganz bestimmte Ausdeutung; diese aber muß auf verschiedenen Gebieten einer Kritik unterworfen werden.

Während nämlich jener ersterwähnte Satz, daß überall auf »Gegebenheiten« als auf die letzt bewährenden Erkenntnisgrundlagen zurückgegangen werden soll, aus dem Wesen der Erkenntnis selbst einsichtig werden kann, so scheint uns dagegen die positivistische Einschränkung auf das in der Weise der sinnlichen Wahrnehmung Gegebene unhaltbar und in der positivistischen Literatur in völlig dogmatischer Weise vorausgesetzt.

Unsere erkenntnistheoretischen Erörterungen haben nichts zu tun mit den positivistischen »Erkenntnispsychologien« oder »Erkenntnisbiologien«, die auf der Grundlage eben jenes sensualistischen Dogmas in der Hauptsache die eigentümlichen Irrwege der Menschheit bez. jener Scheinerkenntnisse psychologisch-genetisch oder gar biologisch-genetisch erklären wollen.[2]

Ebensowenig gehen wir auf die naturwissenschaftlichen (psychologischen, physiologischen oder biologischen) Grundlagen dieser Theorien ein (vgl. hierzu beispielsweise Wundt, »Über naiven und kritischen Realismus«, Philosophische Studien, 12). Sondern wir wollen in rein erkenntnismäßiger Einstellung fragen, ob das, was der Positivist als einziges Gegebenheitsmaterial ansetzt, in der Tat eine solche Vorzugsstellung besitzt.

---

1) Vgl. hierzu die gegenüberstellenden Unterscheidungen von Husserl (a. a. O. S. 35—39): »Anschauung überhaupt« und »sinnliche Anschauung«; Zurückgehen auf das »originär Gegebene« und das »Erfahrbare«.

2) Diese geraten da, wo sie, wie bei Avenarius (»Kritik der Erfahrung«), die Gewandung naturgesetzlicher Absolutheit und Undurchbrechbarkeit erhalten, in recht wunderliche Widersinnigkeiten. Denn ihre inhaltliche Fassung setzt eine vermeintliche Einsicht in die wahrhafte Artung des Seienden voraus, eine Einsicht, die andererseits erst das letzte Ziel biologischer Entwicklung sein soll. Ein Vertreter solcher Theorie müßte selbst außerhalb der biologischen Entwicklungsgesetzlichkeit stehen, die jede jeweilige Lehrmeinung inhaltlich auf den jeweiligen biologischen Entwicklungszustand relativ machen soll.

Die hiermit gestellte Aufgabe kann jedoch nur dann wahrhaft gelingen, wenn das, nach dessen tatsächlicher Gegebenheit erkenntnistheoretisch gefragt ist, zunächst in seiner Wesenseigenart rein gefaßt wird. Denn sonst könnte es geschehen, wie es bei einem Raisonnement über die in Betracht kommenden Probleme nur zu oft geschieht und insbesondere in der positivistischen Literatur geschieht, daß man in den erkenntnistheoretischen und psychologisch-erklärenden Erörterungen gar nicht das im Auge hat oder behält, dessen beständige Setzung in der natürlichen Weltanschauung oder dessen Heranziehung in »metaphysischen« Theorien gerade der Kritik unterworfen werden sollte (z. B. »bewußtseinsunabhängige Außenwelt«, »Dinghaftigkeit«, »Materialität«, »Kausalität«, usw.).

Diese Wesensfassungen sind zudem, wie wir meinen, die eigentlich philosophischen Aufgaben.

Natürlich hätte es wenig Sinn, auch das »phänomenale«, resp. das »ideale« Gegebensein dieser Wesenseinheiten und damit überhaupt die Möglichkeit solcher Untersuchungen mit dem Argument von vorn herein abweisen zu wollen, daß man ja ihr tatsächliches, oder wie man auch sagt, reales Vorhandensein leugne, und darum auch keine entsprechenden »Ideen« im menschlichen Bewußtsein vorfindbar sein können: »denn wie sollten sie in dieses hineingekommen sein?« Wenig sinnvoll ist diese Argumentation darum, weil zunächst doch der Tatbestand, daß dies alles nicht nur Gegenstände weitgreifender phänomenologischer Untersuchungen sind (ein Tatbestand, der eben am besten durch die positive phänomenologische Arbeit sichtbar gemacht wird), sondern auch in der natürlichen Weltanschauung und der Naturwissenschaft einer fortwährenden realen Setzung unterliegt, als solcher unabhängig von der Frage ihrer realpsychologischen Entstehung anerkannt werden muß. Die Frage, wie der reale Mensch zu diesen Ideen in einem Falle gekommen sein mag, wo wirklich ein reales Gegebensein ihrer als psychologisch-genetische Grundlage nicht auffindbar sein würde, muß sinnvollerweise eine sekundäre bleiben.

Der Ausdruck »ihr phänomenales Vorhandensein« soll an dieser Stelle, wie überhaupt in dieser Arbeit, nichts weiter bedeuten, als daß uns solche »Washeiten« wie Dinghaftigkeit, Realität, Kausalität in irgendeiner Weise gegenständlich sind oder gegenständlich werden können, ohne daß dieses ihr Gegenständlichsein in einem tatsächlichen Dasein ihrer selbst innerhalb der realen Welt gegründet zu sein braucht. So z. B. wird uns in jeder bewußten Vergegen-

ſtändlichung eines Körperdinges als Körperdinges auch das Moment der »Materialität« gegenſtändlich. Die weſenhafte Dazugehörigkeit einer ſolchen Washeit zu einer beſtimmten phänomenalen Sachlage, ſo hier des Momentes der Materialität zur Dinggegebenheit, durch geeignete Analyſen zunächſt als ſolche ſichtbar zu machen, und dann die ſtets eigentümlich ferne und unbeſtimmte Weiſe der Gegebenheit in eine größtmögliche Nähe, Klarheit und Beſtimmtheit zu verwandeln, das wird der jeweilige Gang unſerer phänomenologiſch-philoſophiſchen Einzelunterſuchungen ſein.

Das vor allem Bedeutſame und in ſeiner Eigentümlichkeit nur bei dem poſitiven Verſuch ſolcher Arbeit wahrhaft zur Einſicht Kommende hierbei iſt, daß es ſich bei den gemeinten Feſtſtellungen in keiner Weiſe nur um ein »unter dieſen Umſtänden« gerade »Mir-ſo-Erſcheinen« handelt; eine Relativität, die in einem ſolchen Falle dem Wahrheitsgehalt der an einem einzelnen Beiſpiel und von einem einzelnen Menſchen gewonnenen Reſultate anhaften würde, könnte natürlich wie in der experimentellen Pſychologie nur durch eine möglichſt große Häufung verſchiedenartiger Beobachtungen verſchiedener Perſonen in gewiſſer, wenn auch nie abſoluter Weiſe überwunden werden. Sondern die ſpezifiſch philoſophiſchen Gegenſtändlichkeiten beſitzen eine ſolche eigentümliche Abgegrenztheit und Umſchloſſenheit ihrer ſelbſt, daß jedes ſie beſtimmende Moment in ſich ſelbſt das andere fordert, oder in ſich ſelbſt nicht ohne jedes andere die Ganzheit des Gegenſtandes beſtimmende Moment zu ſein vermag, ſo daß die Herausſtellung ſolcher »Washeiten« durch eine intuitive Unterſuchung an einem einzigen anſchaulichen Beiſpiel vollauf geleiſtet werden kann. Man denke an den Mathematiker, der auf Grund der Anſchauung eines beliebigen Dreiecks ſeine in keinem Sinne ſubjektiv eingeſchränkten mathematiſchen Wahrheiten herausſtellt.[1] Das natur-

1) Dieſer erläuternde Hinweis ſchließt durchaus nicht die Meinung ein, daß die philoſophiſchen Gegenſtändlichkeiten, alſo die »Weſensheiten«, mathematiſchen Gegenſtändlichkeiten völlig analog ſind; ſie ſind im Gegenteil von weſenhaft anderer Natur und haben eben nur dies mit den mathematiſchen gemein, daß ſie jene weſensmäßige Abgeſchloſſenheit beſitzen; vgl. hierzu die bedeutſamen Ausführungen von Huſſerl (a. a. O. §§ 71–75) über »deſkriptive und exakte Wiſſenſchaften«. Zu dem hier bezügl. der Eigenart philoſophiſcher Gegenſtände ſpeziell Geſagten vgl. außerdem Huſſerl a. a. O. beſ. §§ 1–5 und §§ 8 und 9. Das von Huſſerl herausgegebene »Jahrbuch« erſchien leider erſt, nachdem die vorliegende Arbeit im Manuſkript ſchon druckfertig vorlag, ſo daß ich mich nur noch in dieſer äußerlichen Weiſe auf den Artikel Huſſerls beziehen konnte

wiſſenſchaftliche (oder allgemeiner, das tatſachenwiſſenſchaftliche) Objekt, ſoweit es eben ein ſolches iſt, wird dagegen für dieſen philoſophiſchen Geſichtspunkt durch eine zufällige Kombination der Beſtimmtheiten, deren Fixierung die Aufgabe der betr. Tatſachenwiſſenſchaften iſt, konſtituiert; ſo z. B. könnte man natürlich nicht das ſpezifiſch Typiſche des Löwen im Sinne einer beſtimmten Tierart durch eine bloße intuitive Verſenkung in das, was man etwa durch die vorſtellungsmäßige Vergegenwärtigung eines Löwen vor ſich hat, fixieren.[1] Weil ein ſolches Verfahren hier eine beim Einblick in die Artung des Objektes und den Zweck der Unterſuchung ſich ſofort offenbarende Abſurdität darſtellen würde, ſollte

---

und mich in bezug auf die von mir weiterhin für den Gang der Arbeit fixierte Terminologie nicht mehr mit der von Huſſerl feſtgelegten auseinanderſetzen konnte. Ich glaubte, trotz dieſes für die Theorie der Phänomenologie grundlegenden Artikels, meine eigenen kurzen Ausführungen beibehalten zu müſſen, weil ſie in prinzipieller Weiſe die in der Arbeit von mir in concreto durchgeführte ſpezielle Forſchungsart (der intendierten Bedeutſamkeit ihrer einzelnen Unterſuchungsſtufen nach) zur Darſtellung bringen ſollen. Außerdem aber, weil durch ſie klar wird, inwiefern unſere Einſtellung und demgemäß unſere Forſchungsſphäre ſich von der durch Huſſerl als »reine« oder »tranſzendentale« Phänomenologie umgrenzten unterſcheidet; dem Begriff Phänomenologie ſoll nämlich in dieſer Arbeit nicht jener zweiſtufige Sinn beigelegt werden, der mit einer »reinen« oder »tranſzendentalen« Phänomenologie im Sinne Huſſerls verbunden iſt. Hierzu vgl. meine Anm. S. 11.

1) Wenigſtens nicht diejenige (anatomiſch und morphologiſch beſtimmte) »Löwenganzheit«, die der Naturwiſſenſchaftler abgrenzen will. Denn es gibt auch ſo etwas wie das Weſen »Löwenhaftigkeit«, das in gewiſſer Weiſe als ein in ſich abgeſchloſſenes Phänomen intuitiv faßbar wäre, aber weder in jedem realen Löwen ſelbſt realiſiert zu ſein braucht (das wäre dann eben gleichſam ein »unlöwenhafter Löwe«), noch gerade auf dieſe Klaſſe Lebeweſen beſchränkt zu ſein braucht (wie man z. B. von einem »löwenhaften Menſchen« ſprechen könnte).

Jedoch trotz dieſer Möglichkeit glaube ich nicht, daß ſolcherlei intuitiv faßbare Phänomene zu den in ſtrengem Sinne philoſophiſchen Weſenseinheiten gehören: Es iſt ſo, als wenn die zufällige Abgegrenztheit der realen Typen, deren Erſcheinungsweiſen ſie darſtellen, in ihnen ſelbſt in der Weiſe einer gewiſſen Vagheit und Unabgeſchloſſenheit zutage träte; ſie geben ſich in ſich ſelbſt als nur zufällig gewordene anſchauliche Einheiten, nicht aber, wenn wir ſo ſagen dürfen, als »ewige Ideen«. Sie gehören ihrem vollen Umfange nach in jene ſpäter im Text zu erwähnende bare Erſcheinungsoberfläche hinein, und können als ſolche wohl in ſchlichten Anſchauungsakten rein deſkriptiv gefaßt werden, ſchließen aber jenes eigentümliche »Hineingehen« in eine abſolut zu faſſende Weſenheit aus. Vgl. den folgenden Text. Dieſe außerordentlich problematiſchen und ſchwierigen Zuſammenhänge bedürften vor allem einer radikalen Klärung.

man nicht dogmatisch die Möglichkeit solcher intuitiven Fassungen überhaupt ablehnen, wenigstens nicht, solange man nicht die absolute Gewißheit hat, alle möglichen Gegenstandsarten und Sachsphären zu kennen.

Die Klärung der »Phänomene« bedeutet also nichts weniger als eine deskriptive Aufnahme der »subjektiven Erscheinung«.

Man könnte um der Klarheit der phänomenologischen Methode sowohl, als um der vorliegenden sachlichen Verhältnisse willen, »phänomenales Anfangsmaterial« und »echte Phänomene« oder »Urphänomene« unterscheiden: Das phänomenale Anfangsmaterial als die Ausgangssphäre philosophischer Arbeit, vorliegend in der Gesamtheit aller möglichen Bewußtseinsgegenständlichkeiten überhaupt; die »Urphänomene« als die eigentlichen Wesenseinheiten, die aus diesem phänomenalen Anfangsmaterial herausgefaßt werden sollen.

Diese Unterscheidung hat darum eine besondere Wichtigkeit, weil nicht alles zum phänomenalen Anfangsmaterial Gehörige, also nicht jedes »zunächst« Gegebene in einem echten Urphänomen sachlich zu gründen braucht; es kann sich bei einem näheren Zusehen beispielsweise in disparate oder gar sachlich einander widersprechende Elemente auflösen, die aus irgendwelchen auf psychologisch-genetischer Basis einsehbaren Gründen zu einer Vorstellungseinheit für das natürliche Bewußtsein überhaupt oder für ein singuläres im Besonderen zusammengemischt wurden.

Diese »sachliche« oder, wie wir auch öfter sagen, »objektive« Gegründetheit in einem echten Phänomen besagt nicht etwa – das ist sehr zu beachten – reale Gegründetheit, so daß ein solches Phänomen nur dann als echt in Anspruch zu nehmen wäre, wenn ihm ein reales Moment in der konkreten Wirklichkeit entspräche. Die erkenntnistheoretische Frage, ob diese als echte Wesenseinheiten aufgewiesenen Phänomene irgendeine Stelle in der realen Welt haben, insbesondere ob ihre Realisierung dort, wo sie das natürliche Bewußtsein voraussetzt, eine erkenntnistheoretisch genommen unbezweifelbare ist, diese Frage ist eine ganz andere und mit jener erwiesenen Sachlichkeit keineswegs und in keinem Sinne selbst beantwortete. Wenn z. B. nachgewiesen ist, daß das vage Bewußtsein kausaler Regelungen, die das Geschehen der realen Welt beherrschen sollen, nicht eine zufällig im »menschlichen Bewußtsein« entstandene, sachlich genommen dagegen unhaltbare Vorstellungsweise ist, sondern auf ein durchaus wesensmäßig eigenartiges und sachlich in sich einstimmiges Phänomen

führt, dann bleibt doch immer noch das erkenntnistheoretische Problem ungelöst, ob es in der konkreten Wirklichkeit in der Tat Kausalität gibt, und wo und wie ich ihres tatsächlichen Vorhandenseins im Einzelfalle versichert sein kann.

Der Positivist bestreitet nicht nur von vornherein das reale Gegebensein aller der Bestände, die nicht in die sinnliche Sphäre gehören, sondern er würde auch in den meisten Fällen ihr phänomenales Vorhandensein im Sinne echter Wesenseinheiten ablehnen.

Die blind übertreibende und damit sachlich nicht mehr gerechtfertigte Reduzierung aller Bewußtseinsgegebenheiten auf nur »zufällige« psychologische Einheiten, die Verwandlung aller wesensmäßigen Sachlichkeit in psychologische Zufälligkeit, heißt uns speziell »Psychologismus«.

Unsere Hauptforderung für die phänomenologisch-philosophische und speziell erkenntnistheoretische Vorarbeit lautet also:

Konsequent und reinlich durchgeführte Herausarbeitung desjenigen, was in den verschiedenen Gegenstandssphären den einzelnen Beständen des phänomenalen Anfangsmaterials sachlich zugrunde liegen mag.

Ergibt sich bei dieser Analyse ein zugrunde liegendes »echtes Urphänomen« oder Wesen — und dies ist viel häufiger der Fall, als der Positivist voraussetzt —, so ist doch mit dieser Arbeit, die das tatsächliche Vorhandensein eines solchen Phänomens erweist, dieses Phänomen selbst gewiß noch nicht zur größtmöglichen Nähe, Bestimmtheit und Durchleuchtung gelangt: es hat noch jenen schon oben erwähnten eigentümlichen Charakter der Verhülltheit und Ferne.

In dem Fortgang nunmehr von dem noch verhüllten, obwohl als solchem schon sichtbaren Urphänomen zu dem »reinen Urphänomen«, beginnt für uns erst die spezifisch phänomenologisch-philosophische Arbeit; erst dieser Fortgang erfordert die spezifisch phänomenologische Haltung und in ihr den ganz direkten und in dieser seiner Richtung unbeirrten Blick auf das Phänomen in seinem reinen »Was«; während bei jener sondierenden Vorarbeit der bloßen Sichtbarmachung des Phänomens als eines tatsächlich vorhandenen zwar der Blick auch von seinem sachlichen Endziel nicht abweichen darf, aber doch nur, um das gemeinte Phänomen als ein solches eigener Art von anderen abzuheben und es zu einem mit anderen unverwechselbaren zu machen. Der Tatbestand, daß es für mich zu einem eigenartigen und mit anderen phänomenalen Beständen nicht mehr zu verwechselnden geworden ist, ist wohl gegenüber der meist anfänglich verworrenen und chaotischen Sach-

lage ein großer Fortschritt; aber er wird mir kaum je schon einen positiven Einblick in das spezifische »Was« des Phänomens vergönnt haben. Hier bedarf es der geforderten intuitiven Versenkung.

Bei dieser Arbeit der »Enthüllung« eines Urphänomens handelt es sich insbesondere auch darum, alles das von ihm abzutun, was ihm als einem zufällig nur mir erscheinenden noch anhaftet; diese zufällige Erscheinungsweise ist etwa damit gegeben, daß ich es zuerst »von einer bestimmten Seite aus«, wenn ich so sagen darf, gesehen habe, oder mir zuerst ein einzelnes Moment an ihm vor allem deutlich geworden ist, während alles übrige seiner wesenhaft umgrenzten Totalität nach im Dunkeln liegt. Erst da, wo es in voller Objektivität und Absolutheit herausgetreten ist, dürfte die philosophische Arbeit am Ende sein.

Hier ist aber zugleich die Stelle, wo der Ausdruck »Idee« in einem äquivalenten (obwohl natürlich nie identischen) Sinne mit dem Ausdruck »Phänomen« gebraucht werden kann. Jede Wesenseinheit in der ihr an sich selbst eigenen Absolutheit stellt eine Idee dar. Während aber in dem Ausdruck Phänomen – auch da, wo es sich um die vollständig erreichte Enthüllung der spezifischen Wesenheit handelt – doch immer die Bezugnahme auf einen bewußtseinsmäßigen Anschauungsakt liegt, ist die »Idee« das von aller Korrelation auf Bewußtsein Losgelöste, die schlechthin »seiende« Wesenseinheit. Daß also beide Ausdrucksweisen, wenn nicht gerade dieser spezielle Unterschied betont werden soll, gleichgewichtig für einander eintreten können, ist klar: denn alles in Ideen Konstituierte ist wesenhaft erschaubar und jedem echten Urphänomen entspricht wesenhaft eine aus ihm herauszulösende Idee.

Mit dem Gesagten muß vor allem klar sein, daß weder die »verhüllten« Urphänomene noch erst recht die herauszufassenden Ideen selbst auf der »baren Erscheinungsoberfläche« liegen und daß dementsprechend die hier geforderte Arbeit nimmermehr damit geleistet werden kann, daß man mit einem passiv dem schlicht Erscheinenden hingegebenen Blick die unmittelbar hervortretenden phänomenalen Unterschiedlichkeiten, und sei es auch bis zu den feinsten Nuancen, deskriptiv aufgreift.[1]

---

1) Mir scheint, daß man für solche in sich selbst sehr wertvollen Untersuchungen ein besonderes Wissenschaftsgebiet fixieren sollte, das etwa den Titel »Erscheinungslehre« tragen könnte. Zu ihrem Gegenstandsgebiet würde etwa auch jene eigentümliche Zwischensphäre gehören, die sich zwischen die »Natur« und das in der natürlichen Lebenseinstellung auf diese Natur bezogene Lebewesen schiebt, also alles das, was nicht den ureigenen und

Andererseits aber muß auch hervorgetreten sein, daß von dieser Erscheinungsoberfläche (also dem noch philosophischen schlichten Vorstellungs- und Gegebenheitsmaterial) aus nicht in eine dieser völlig transzendente und mit ihr durch kein anschauliches Band verknüpfte Welt der »Ahndungen« oder »metaphysischen Konstruktionen« fortgeschritten werden soll, sondern nur zu den de facto vorfindlichen Wesensbeständen, auf die die Erscheinungsoberfläche bei genauer Analyse[1] als auf ihre eigenen Grundlagen jeweilig hinführt.

---

absoluten Gehalt der Natur selbst ausmacht sondern allein durch und in der Beziehung eines z. B. wahrnehmenden Subjektes auf sie ein Dasein hat: alle die eigentümlichen durch die verschiedene Artung und Wahrnehmungsposition des Wahrnehmenden bedingten »erscheinenden Gebilde«, wie auch die vielgestaltigen Dingerscheinungen und die sich mit ihnen konstituierenden Darstellungsmomente (die sog. »Sehdinge«, die »Aspekte«, die »Dingabschattungen«, »perspektivischen Verschiebungen«, die »Sehgröße« usw.); dann auch das, was der Experimentalpsychologe unter dem Ausdruck «Empfindung« begreift, d. h. das sinnliche Material insofern sein eigentümlicher Gehalt bedingt ist durch die »empfindenden« Subjekte. Mit der rein deskriptiven, von allen genetischen und erklärenden Gesichtspunkten zunächst absehenden, aber auch nicht zu den philosophischen Wesensfassungen vordringenden Aufnahme und Klärung der hier vorfindlichen außerordentlich vielgestaltigen und z. T. sehr komplizierten Gebilde beschäftigt sich heute bekanntlich sowohl die »Philosophie« wie die Experimentalpsychologie (besonders die jüngeren Forscher). Z. B. gehören hierher ein Teil der Untersuchungen von D. Katz (im 7. Ergänzungsband der »Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorgane«, Leipzig 1911); auch die »Untersuchungen über den Empfindungsbegriff« von H. Hofmann, Göttingen 1912, wie in gewisser Weise auch die »Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung« von W. Schapp, Halle 1910. Ich glaube, wie schon gesagt, daß man diese Art von Forschungen abscheiden soll von der spezifisch philosophisch-phänomenologischen Arbeit, die es mit der intuitiven Herausfassung von Wesenseinheiten zu tun hat; bei letzterer erst ist auch der spezifisch philosophisch-phänomenologische Geist erforderlich. Es scheint uns gegenüber gewissen Mißdeutungen der Phänomenologie außerordentlich wichtig, zu betonen, daß, wie man auch immer die Phänomenologie positiv bestimmen mag, jedenfalls jene Art von Untersuchungen — wiewohl ihnen ein gewisser phänomenologischer Blick sehr förderlich sein kann — nicht ihre ureigene Aufgabe und ihr ureigenes Wesen charakterisieren. Allerdings können sie einen wertvollen Unterbau für gewisse philosophische, besonders auch erkenntnistheoretische Untersuchungen abgeben; auch in der vorliegenden Arbeit sind sie daher in weitem Umfange nötig gewesen.

1) Den Ausdruck »Analyse« oder phänomenologische Analyse möchte ich insbesondere dieser kritischen Sondierung der sich schlicht gebenden Phänomenwelt auf ihre sachliche Unterlage hin vorbehalten, während die weitere spezifisch-philosophische Arbeit der Erfassung des Wesensgehaltes der Ideen mehr eine schauende und geistig nachschaffende Arbeit eigentümlicher Art ist, die von jeder sonst gewohnten wissenschaftlichen Denkarbeit weit absteht.

Mit diesem allem ist, wie schon oben bemerkt wurde, die erkenntnistheoretische Sphäre, soweit sie es mit der Frage nach der Aufweisbarkeit dieser »Washeiten« als konkrete Glieder einer realen Welt zu tun hat, in keiner Weise berührt. Die Philosophie in einem eigentlichen und strengen Sinne steht, so glauben wir, außerhalb jeder (erkenntnistheoretischen) Realitätsfrage. Zum mindesten scheint uns die Vorzugs- oder gar Alleinherrschaftsstellung, die man der Erkenntnistheorie in der modernen Philosophie eingeräumt hat, eine durchaus unberechtigte zu sein.

Es sollen im zweiten Teil dieser Arbeit gewisse erkenntnistheoretische Fragen besprochen werden, die unabhängig von jener für die Metaphysik grundlegenden erkenntnistheoretischen Problematik behandelt werden können, wie sie etwa Husserl im Auge hat bei seinen Ausführungen über die wesenhafte Korrelation von Sein und Bewußtsein in einer letzten philosophischen Bedeutung. Wir nehmen diesem letzteren problematischen Gebiet gegenüber keine irgendwie fixierbare Stellung ein, und brauchen dies auch hier im Rahmen unsrer Untersuchung nicht zu tun.[1] Andererseits scheinen

---

1) Damit ist uns natürlich auch die Stellung, die Husserl der Phänomenologie speziell als einer »rein deskriptiven Wesenslehre der immanenten Bewußtseinsgestaltungen« auf Grund dieser seiner Fundamentalanschauungen gibt, eine fernliegende. Uns ist vor allem wichtig geworden der schon den »Logischen Untersuchungen« ihre eigentümliche und bahnbrechende Bedeutsamkeit gebende Gedanke einer rein intuitiven Erfassung und Klärung aller den Charakter wesenhafter Umgrenztheit an sich tragenden Bestände, welche Möglichkeit uns in allen nur denkbaren Gegenstandssphären gleichermaßen realisierbar scheint. Das nach dieser Richtung Grundlegende findet sich bei Husserl theoretisch fixiert vor allem im ersten Abschnitt des I. Buches seines Jahrbuchs-Artikels, also in den Erörterungen über das, was er »Eidetik« nennt.

Selbstverständlich sind auch wir der Meinung, daß keine tatsachenwissenschaftliche These, als ein die Wesensfeststellungen begründender Satz herbeigezogen werden kann. Und zwar darum, weil die Wesensuntersuchungen in eine völlig der Tatsachensphäre transzendente Region führen; eine begründende Herbeiziehung tatsachenwissenschaftlicher Resultate würde eine offenbare methodische Widersinnigkeit darstellen. Wenn also diese aller phänomenologischen Forschung vorausliegende und unter rein methodischen Gesichtspunkten vorgenommene »Ausschaltung« aller tatsachenwissenschaftlichen Thesen gewiß eine für jede reine Wesenslehre, so natürlich auch für unsere ontologischen Wesensuntersuchungen evidente Forderung darstellt, so ist andererseits die »transzendentale Reduktion«, von der Husserl spricht, nur da notwendig, wo es sich um die »transzendentale Phänomenologie« selbst handelt. Gehören doch bei Husserl die in ihrer Eigenart ontologisch erfaßten Wesen selbst noch zu dem in der transzendentalen Re-

uns die erkenntnistheoretiſchen Probleme, die wir einer gewiſſen Klärung zuzuführen hoffen, ſowohl unter hiſtoriſchen wie ſachlichen Geſichtspunkten wichtig genug zu ſein, um als ſolche behandelt zu werden; ja es ſcheint uns geradezu eine unentbehrliche Vorbedingung für eine philoſophiſch tiefergreifende Erkenntnistheorie zu ſein, eine gewiſſe Sphäre erkenntnistheoretiſcher Probleme in ihrer wahren und, wie ich glaube, durchaus nur relativen Bedeutſamkeit zunächſt einmal reinlich herauszuſtellen, bzw. gewiſſe unter ihnen als bloß vermeintliche Probleme auszuſchalten. Dieſes um ſo mehr, als ſie in der Literatur in völlig unklarer Weiſe mit den Fragen jener »metaphyſiſchen« Erkenntnistheorie, wenn ich ſo ſagen darf, vermiſcht worden ſind.

Die für uns in Betracht kommenden wichtigſten erkenntnistheoretiſchen Fragen ſind die folgenden:

In welcher Weiſe ſind uns jene in mehr oder weniger großer Beſtimmtheit gefaßten »Washeiten« realiter gegeben; wo treten ſie uns in konkreter Realiſierung entgegen?

Geſchieht dieſes ſo, daß an ihrer realen Konkretion im allgemeinen und an ihrem Selbſtgegenwärtigſein im Einzelfalle nicht gezweifelt werden kann?

Was veranlaßt und berechtigt uns überhaupt zu zweifeln?

Daß ſolche Fragen zu einem eigenen und zwar in ſich recht weit verzweigten und komplizierten Forſchungsgebiet führen, hat ſeinen Grund darin, daß vielfach der Anſchein eines realen Gegenwärtigſeins vorliegt, ohne daß dieſem Anſchein ein tatſächliches Gegenwärtigſein entſpricht.

Daß das wahrnehmungsmäßig Gegebene gegenüber dem bloß phantaſiemäßig Gegebenen einen gewiſſen, ihm weſensmäßig zugehörigen »Habitus« der »Seinsſelbſtändigkeit« oder der Realität hat und damit in ſich einen gewiſſen Anſpruch auf tatſächliche Seinsſelbſtändigkeit erhebt, dürfte bei aller vorläufigen Ungeklärtheit der Sachlage unbeſtritten ſein. Hätte aber alles, was dieſen Seinsſelbſtändigkeitsanſchein beſitzt, auch damit ſtets tatſächliche Seinsſelbſtändigkeit, ſo gäbe es die erwähnten erkenntnistheoretiſchen

---

duktion »Einzuklammernden«: auch ſie ſollen noch durch die tranſzendentale Phänomenologie einer Sinnesklärung beſonderer Art unterworfen werden (vgl. a. a. O. S. 114, S. 117 uſw.). Wir aber befaſſen uns allein mit den beſprochenen phänomenologiſch-ontologiſchen »Weſensfaſſungen«, die als ſolche ein unermeßlich weites Gebiet neuer bedeutſamſter Forſchungen einſchließen, und für ſich genommen offenbar völlig unabhängig ſind von einer weiteren möglichen tranſzendentalen Phänomenologie.

Schwierigkeiten nicht. Die Tatsache aber, daß eine solche »Unterschiebung« möglich ist, daß sich also an die Stelle eines wahrhaft Realen ein bloß dem erscheinenden »Habitus« nach Reales schieben kann, das macht nicht nur jene skeptischen Fragen zu bedeutungsvollen, sondern muß zugleich auch den Zweifel an einer möglichen Beantwortung der erkenntnistheoretischen Realitätsfrage und damit an einer möglichen Auflösung des ganzen Skeptizismus mit sich führen. Wir scheinen des letztlich unentbehrlichen Kriteriums beraubt, wo das Gegebene in seinem »Sichgeben« keinen verläßlichen Halt mehr bietet.

In der speziellen positivistisch-psychologischen Anschauungsweise nimmt das angedeutete Problem folgende Fassung an: In die Welt des »ursprünglich Gegebenen« schmelzen in jedem jeweiligen Wahrnehmungsmoment allerlei durch frühere Erfahrungen erworbene Vorstellungsinhalte hinein, so daß uns dieses ursprünglich Gegebene nicht nur um die neuen Inhalte bereichert, sondern auch in eigentümlicher Weise umgebildet entgegenzutreten scheint. Man kann hiernach eine »primäre« und eine »sekundäre« Gegebenheitswelt unterscheiden. Das Problem lautet also: wie ist die primäre aus der sekundären wieder herauszulösen.

Der Positivist bestreitet schlechthin die Möglichkeit einer auf intuitivem Wege erfolgenden, d. h. doch wiederum rein am Gegebenen orientierten rückwärtigen Ausscheidung des erst sekundär hinzugekommenen, im Grunde nur in die Welt »hineingesehenen« Gegebenheitsgehaltes, da diese Umschmelzung bei dem bewußten Menschen in jedem jeweiligen Wahrnehmungsmoment mit naturgesetzlicher Notwendigkeit erfolge; die von den Positivisten zur Erklärung dieser Umschmelzungsvorgänge beigebrachten psychologischen Regelmäßigkeiten fungieren in diesen Theorien in der Tat wie Gesetzmäßigkeiten der physischen Natur. Jede theoretische Tendenz also, auch bei erkenntnistheoretischen Problemen rein das Gegebene selbst zu befragen, wird unter Hinweis auf die angeführte Sachlage als zu sachlichen Widersinnigkeiten führend von vornherein abgelehnt.

Die gewiß naheliegende Replik gegenüber solchem Standpunkt besteht in der Frage: wie kommt der Positivist selbst zu seiner Anschauung, das primär und ursprünglich Gegebene seien die »Empfindungen«, alles andere sei »Hineingedachtes« oder »Hineingesehenes«? Hier ist ja in der Tat die sekundäre Gegebenheitswelt von der primären durch eine nur allzu eindeutige Grenze abgeschieden. Woher nimmt der Positivist gerade diese Grenze, da doch eine Abhebung der beiden Sphären voneinander seiner Anschauungsweise gemäß eine

überhaupt unmögliche zu sein schien. Sehen wir näher zu, so ist in der Tat nirgends ein wirklich einsichtiger Nachweis auffindbar. Aber uns mit dem »Sensualismus« im einzelnen auseinanderzusetzen, das soll eine spätere Aufgabe dieser Arbeit sein. Hier kommt es zunächst auf einen anderen Punkt an: wenn wir auch dieses positivistische Dogma, und damit ebenfalls jene speziell positivistische Fassung der gemeinten Problematik, die ja rückwärtig wiederum auf der sensualistischen These ruht, keineswegs anerkennen, so bestreiten wir doch, wie schon ausgeführt, andererseits nicht, daß das anschaulich Gegebene bezüglich seiner »Seinsstelle« (ob real oder nicht) nicht immer das hält, was es als ein so und so Erscheinendes zu versprechen schien. Und könnte man hier nicht ebenso fragen: Woher wissen wir denn schon allein von dieser Tatsache? Da wo sie sich im Einzelfalle enthüllt, muß sich doch das »wirklich« Gegebene von dem bloß »anscheinend« Gegebenen sondern, oder mindestens das bloß anscheinend eine Realität bestimmter Art Darstellende in dieser seiner »lügnerischen« Rolle aufgedeckt werden.

Die jeweiligen Enttäuschungen, d. h. die Enthüllungen vorhanden gewesener Täuschungen sind in der Tat die jeweiligen Ausgangspunkte für eine skeptische Haltung auch weiterhin. Andererseits aber bringt diese Einsicht den Ausweg aus der verwirrenden Sachlage: denn eben die Enttäuschungen, die zu einer gewissen skeptischen Stellungnahme dem Gegebenen gegenüber führen, sind offenbar als Momente, in denen sich die unwahre Sachlage von der wahren absondert, in denen uns also jeweilig — und zwar doch wiederum an der Hand des Gegebenen — die Erkennis zuwächst, was wirklich vorlag resp. was nicht vorliegen konnte, die Ansatzpunkte für eine Auflösung des Skeptizismus.

Anfänge einer konkreten Auseinanderlegung der hier nur prinzipiell gefaßten, in sich außerordentlich vielgestaltigen und komplizierten Sachlage sollen im zweiten Teil dieser Arbeit geboten werden.

Um noch eine verdeutlichende Übersicht des Gesagten hinzuzufügen, sei an eine für die positivistische Denkweise typische Stelle aus J. St. Mills »Hamilton« anläßlich seiner Polemik gegen Cousin (Ch. VIII) angeknüpft (Zitat nach der Übersetzung von Willmanns, Halle 1908, S. 109 f.): »Denn er (Cousin) mußte, wenn nicht die Tatsache, so doch den Glauben seiner Gegner kennen, daß die Gesetze des Geistes — die Assoziationsgesetze nach einer Klasse von Denkern, die Verstandeskategorien nach der andern — imstande sind, aus denjenigen Bewußtseinsdaten, die unbestritten sind, rein geistige Vorstellungen zu schaffen, die in Gedanken mit allen unseren Be-

wußtseinszuständen derartig identifiziert werden, daß es uns scheint, als wenn wir sie durch direkte Intution empfangen, wie z. B. der Glaube an die Materie« ... »wir haben aber kein Mittel, jetzt durch direkte Evidenz festzustellen, ob wir uns äußerer und ausgedehnter Gegenstände bewußt waren, als wir zum ersten Male die Augen dem Licht öffneten« ... »Wenn irgendein Modus angegeben werden kann, wie es innerhalb des Bereichs der Möglichkeit hineingelangt sein könnte, so müßte die Hypothese untersucht und widerlegt werden, bevor wir berechtigt sind zu schließen, daß die fragliche Überzeugung eine ursprüngliche Kundgebung des Bewußtsein ist ...«

Hiergegen ist folgendes zu sagen:

I. Die von Mill geforderte Methode, vor oder sogar anstatt aller Befragung des Gegebenen zu untersuchen, wie irgendein möglicher Bewußtseinsbestandteil in uns hineingekommen sein könnte, also mögliche Hypothesen hierüber vorerst anzuerkennen resp. abzulehnen ist a) eine methodische Widersinnigkeit, da jene natürlich naturwissenschaftlichen Hypothesen für und wider einen »möglichen realen Eingangsweg« in unser Bewußtsein eben das reale Vorhandensein aller der Bestandteile selbst schon voraussetzen, deren berechtigte Setzung gerade in Zweifel gezogen ist;

b) würde sie alle die gegebenen Bestandteile, für deren mögliches reales Gegebensein noch keine annehmbare Hypothese vorliegt, vorderhand zur Streichung bringen, und damit jene oben erwähnte unberechtigte Verärmerung und Entleerung alles Seins und Geschehens herbeiführen;

c) entnimmt sie ihre Bedeutung einer ganz ungeklärten und oberflächlichen Vorstellung über mögliche Gegebenheitsweise realer Außenweltsbestände. Diese brauchen gar nicht, wie hier immer vorausgesetzt wird, »in uns« hineinzugelangen, um uns als solche gegenwärtig zu sein. Es handelt sich daher auch nicht um »ursprüngliche Kundgebungen des Bewußtseins«;

d) würde sie über vage Hypothesen nie hinausführen.

II. Auf den Einwand, daß es trotz aller dieser Mängel eben die einzige mögliche Methode sei, weil wir als »erwachsene und bewußte« Menschen die Intuition nicht mehr befragen können, antworten wir:

Eine genaue Untersuchung der in Betracht kommenden Tatbestände ergibt, daß es sich in bezug auf das anschaulich Gegebene der realen Welt in keiner Weise um das unbewegliche und einschichtige Verhältnis handelt, das hier immerwährend vorausgesetzt wird;

nicht einschichtig, weil sowohl das sich anschaulich Gebende selbst, wie die jeweilige Haltung und Stellung des Bewußtseins zu ihm die allerverschiedenartigsten Gestaltungen von ganz ungleichem erkenntnistheoretischem Wert aufweisen, deren Herausstellung daher für die erkenntnistheoretische Frage von entscheidender Bedeutung sein kann und es in der Tat auch ist;

nicht unbeweglich, weil die eigentliche Seinsbedeutung einer momentanen Sachlage, die sich nicht aus ihrem eigenen anschaulichen Gehalt ergibt, doch bei einem weiteren Ablauf der Wahrnehmungserlebnisse zur vollen Evidenz zu kommen vermag (hierzu vgl. die letzten Paragraphen und den Anhang des Abschnitts III und Abschnitt IV).

Daß jener im ersten Teil dieser Einleitung angegebene Untersuchungsfortgang (von der ungeklärten Erscheinungsoberfläche aus zu den Ideen) ein vollkommen anderer ist und in einer vollkommen anderen Dimension verläuft, als der für die erkenntnistheoretischen Forschungen geforderte (von den geklärten Phänomenen aus in die konkrete Wirklichkeit hinein) wird klar sein. Die Stelle des mit dem ersten Fortgang in seiner Wesenseigenart gefaßten Phänomens in der gegebenen realen Welt zu fixieren, ist die Aufgabe der zweiten (erkenntnistheoretischen) Untersuchung. Wo es auf dieses letztere Ziel im wesentlichen abgesehen ist, also jene Wesensfassungen keinen reinen Selbstzweck haben, wird es nicht nötig sein, diese zu einer letzten, absoluten Stufe zu bringen. Es bedarf oft nur einer Sichtbarmachung des betr. Urphänomens in einiger Bestimmtheit und Unverwechselbarkeit. Die Philosophie als Philosophie dürfte sich natürlich hiermit nicht zufrieden geben.

Wenn es scheint, als wenn wir hier nur erkenntnistheoretische Einzelfragen in Betracht gezogen hätten und die bei literarischer Orientierung erkenntnistheoretische Hauptfrage, ob es überhaupt eine vom »Bewußtsein unabhängige Außenwelt« gäbe, außer acht gelassen haben, so wird sich zeigen, daß sich mit dem Angegebenen auch ein Weg zur Aufhellung dieser merkwürdigsten aller Fragen finden wird.

Unsere speziellen Ausführungen werden mit der Untersuchung über den Sinn gerade dieser Frage beginnen: es wird also zunächst das Gesamtphänomen einer »realen Außenwelt« untersucht werden, und zwar im genauen Anschluß an das, was dem »natürlichen«, d. h. nicht irgendwie erkenntnistheoretisch orientierten Bewußtsein gegenständlich ist, wenn es eine von ihm seinsunabhängige Welt vor sich zu haben glaubt (Abschnitt I).

Zweitens wird die Stelle und die Bedeutung, die das »Ding« und insbesondere das »Körperding« in dieser realen Außenwelt für das naive Bewußtsein hat, erörtert werden. Oder es wird – welche Ausdrucksweise jener anderen äquivalent ist – der Versuch gemacht, die Idee der »Dinghaftigkeit« und der »Körperdinghaftigkeit« faßbar zu machen (Abschnitt II und III).

Drittens soll als Überleitung und Hineinleitung in die eigentlich erkenntnistheoretische Sphäre gezeigt werden, wie in der Beziehung zwischen einem nunmehr in seinem wesenhaften Gehalt gefaßten »Ding« oder »Körperding« und einem es wahrnehmenden oder speziell es sehenden Bewußtsein gewisse Verhältnisse wesenhaft gründen, die in mannigfacher Gestalt dem so vielfach mißbrauchten Gegensatztitel »Ding an sich« – »Dingerscheinung« einen vollen und anschaulich zu fassenden Sinn geben.

Viertens werden auf Grund des jetzt vorhandenen phänomenologischen Materials einzelne erkenntnistheoretische Fragen zu präziser Fassung gebracht und durch verschiedene Analysen die möglichen Wege zu ihrer Lösung und Beantwortung aufgezeigt werden (teilweise schon in Abschnitt III, besonders in Abschnitt IV).

Wenn die Lehre von der »Daseinsrelativität aller Wahrnehmungsinhalte auf ein wahrnehmendes Subjekt« als eine positivistische Haupt- und Grundlehre (vgl. Laas, Idealismus und Positivismus) bezeichnet werden kann, so hoffen wir, daß mit der Ausführung der angegebenen Teile unsere kritische Stellung zu dieser Theorie genügend gekennzeichnet sein wird. Zugleich aber wird die zweite positivistische Hauptlehre, daß die »sinnlichen Data« das einzige ursprüngliche Gegebenheitsmaterial seien (der Sensualismus) an fast allen Stellen kritisch betroffen werden. Jedoch sollen über den »Sensualismus« noch einzelne besondere Ausführungen folgen (Abschnitt V).

I. Das Gesamtphänomen der »realen Außenwelt« als solches.

In der positivistischen Literatur spricht man gern von der Weltanschauung des »gemeinen Mannes«, die der des positivistischen Schriftstellers einerseits und andererseits der des »spekulativen Philosophen« oder des »Philosophen« schlechthin gegenübergestellt wird. Die naive Weltansicht ist dabei dem Positivisten weit sympathischer als die stets durch verstiegene Spekulationen und Konstruktionen ausgezeichnete Welt des »Philosophen«.

In einem Punkte hat der moderne Positivismus in vollkommener Sachangepaßtheit die naive Weltanschauung als eine sachlich gesunde und natürliche gegen eine gewisse philosophische Lehrmeinung ausgespielt, die übrigens heute wohl kaum mehr Vertreter besitzt: in seinem Kampf gegen einen in der Tat völlig absurden sog. »Idealismus«, wie ihn Avenarius in seiner Schrift »Der menschliche Weltbegriff« in glänzender Weise zur Darstellung gebracht und ad absurdum geführt hat. Ob man im einzelnen mit der psychologischen Theorie über die Genesis solcher idealistischer Anschauungen mit Avenarius übereinstimmen mag oder nicht, den wesentlichen Punkten seiner sachlichen Kritik wird sich kaum jemand mit gutem intellektuellem Gewissen entziehen können.

Die von Avenarius in ihrer Widersinnigkeit aufgewiesene »Introjektion« besteht darin, daß die wahrgenommenen Inhalte in das Gehirn des wahrnehmenden Menschen verlegt werden, resp. in eine an dieses Gehirn räumlich gebunden gedachte »Seelensubstanz«. Der Positivist vertritt gegenüber dieser künstlichen Theorie sein leider an keiner Stelle wirklich durchgeführtes Prinzip, das Gegebene da stehen zu lassen, wo es sich gibt und so stehen zu lassen, wie es sich gibt; er betont, daß die den eigenen Leib umgebende Außenwelt in dieser ihrer »außenweltlichen« Stellung ebenso ein ursprünglich Vorzufindendes und damit Unantastbares wie das Ich selbst sei; die Funktion, die das Ich oder der Ichleib oder das Gehirn in jener Theorie haben soll, der originäre »Träger« oder das »Gefäß« der jeweiligen Wahrnehmungswelt zu sein, wird aufgehoben.[1] Andererseits aber hat dieses Ich (und zwar zunächst der Ichleib) doch eine Vorzugsstellung vor dem im übrigen Vorgefundenen, insofern es stets und notwendig als »Zentralglied« (spezieller Ausdruck von Avenarius) gegeben ist, in bezug auf das alle anderen Wahrnehmungsinhalte – zunächst räumlich – orientiert sind.[2]

1) Bei Mach, der an der Bekämpfung solcher Theorien geringeres Interesse hatte, finden wir ebenfalls sehr deutliche nach dieser Richtung gehende Bemerkungen. Er tritt besonders gegen die an eben jenen erkenntnistheoretischen Vorstellungen orientierten Scheinprobleme der »Außenprojektion der Empfindungen« auf (A. d. E. Seite 28 unten, Seite 44 unten). Im übrigen meint er, daß er in bezug auf den kritischen Charakter seiner Ausführungen eher von der Bekämpfung der »Extrajektion« sprechen könnte; er deutet hiermit offenbar auf die von ihm beabsichtigte Elimination aller der als Realitäten vorausgesetzten Bestandteile hin, die sich seiner Meinung nach unter den »Gegebenheiten« nicht aufweisen lassen, also in das perhorreszierte Gebiet des »Metaphysischen« verwiesen werden.

2) Die Meinung, daß die Möglichkeit dieser ganzen »Vorfindung« der in dem angegebenen Sinne räumlich angeordneten Welt irgendein vor

Mit diesen Feststellungen endigt für den Positivisten in der Hauptsache das, was ihm bezüglich der Gegebenheit einer »realen Außenwelt« von der natürlichen Weltanschauung in unveränderter Weise der Übernahme wert erscheint. Wir haben keineswegs diese Auffassung. Wir müssen aber, ehe wir auf die spezielle Bedeutung dieser positivistischen Grundanschauung für das Phänomen der realen Außenwelt zurückkommen, zunächst an unsere augenblickliche Hauptfrage in direkter Weise herangehen. Sie lautet: Auf was für eine sachliche Grundlage führt eine genaue Analyse der dem natürlichen Bewußtsein immanenten, aber in ihm in unausgebreiteter und durchaus vager Weise vorhandenen Vorstellung einer »realen« und mit ihrer Realität von dem wahrnehmenden Ich völlig abtrennbaren Außenwelt?

Daß im natürlichen Bewußtsein eine solche vage Vorstellung auffindbar ist, würde auch der Positivist kaum bestreiten. Er würde jedoch auf unsere Frage antworten: Sie führe auf sachliche Widersinnigkeiten, und ihr tatsächliches Vorhandensein im realen Bewußtsein trotz dieser Widersinnigkeiten sei nur durch gewisse psychologische Gesetzmäßigkeiten erklärbar.

Der spezielle Gedankengang auf eine prinzipielle Form gebracht, wäre etwa folgender:[1] Eine sog. »Wirklichkeit« anzusetzen, die keinerlei Bezug auf Wahrnehmung in sich enthielte, widerstreitet dem Sinn von Wirklichkeit. Denn »Wirklichkeitsbewußtsein« im originären und ungetrübten Sinn ist nichts anderes als das Bewußtsein, etwas wahrzunehmen, resp. einen »Empfindungsinhalt« zu haben. Wie aber kann auf dieser Grundlage ein Wirkliches vorgestellt werden? Offenbar nur mit dem Bewußtsein, daß das Vorgestellte wahrgenommen werden wird, resp. unter bestimmten

findendes Subjekt — ein »Bewußtsein überhaupt«, oder wie man sich ausdrücken mag — voraussetzt, für das diese gesamte jeweilige Wahrnehmungssphäre wiederum Objekt ist (wobei jenes Subjekt nicht mit dem vorgefundenen und damit selbst zur Objektwelt gehörigen Ichleib mitsamt seinen an es gebundenen [ebenfalls vorzufindenden] psychischen Elementen verwechselt werden darf), wird nicht von allen Positivisten vertreten. Sie scheidet vor allem die sog. »Immanenzphilosophie« (Schuppe) von den Positivisten im engeren Sinne. Vgl. vor allem W. Schuppe, »Die Bestätigung des reinen Realismus«. Offener Brief an Avenarius. (In der Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. 17, 1893.) Auch Laas vertritt mit seinem »Korrelativismus« oder »Subjekt-Objektivismus« einen ähnlichen Standpunkt.

1) Vgl. hierzu Cornelius, »Versuch einer Theorie der Existenzialurteile«. Diese Schrift kann bezüglich der hier zu behandelnden Problematik geradezu als klassisches Beispiel der von uns sog. typisch-positivistischen Anschauungsweise dienen.

Bedingungen werden kann. Ein schon Wirkliches, d. h. ein Wirkliches im originären Sinne, könnte also nach dieser Theorie nicht vorgestellt werden; denn die Vorstellung eines Gegenstandes ist eben nicht Wahrnehmung dieses Gegenstandes und nur in der Wahrnehmung als solcher kann Wirklichkeitsbewußtsein vorhanden sein.

Man müßte denn die mit der Vorstellung eines Gegenstandes verknüpfte Vorstellung von dem möglichen Wahrgenommenwerden eines Gegenstandes selbst eine Vorstellung vom »Wirklichsein« dieses Gegenstandes nennen. »Wirklich« in diesem erweiterten Sinne wäre dann

1. das, was gerade wahrgenommen wird,
2. das, was unter bestimmten Bedingungen wahrgenommen werden kann.[1]

Jedoch das Charakteristische und für uns Wesentliche bleibt auch bei dieser Ausdrucksverschiebung erhalten; und dieses ist, daß in der Vorstellung ein wirklicher Gegenstand als wirklicher nur auf dem Vorstellungsumweg über eine »mögliche Wahrnehmung« vorzukommen vermag.

Wenn es uns also gelingt, in den folgenden Analysen zu zeigen, daß das Wirklichkeitsbewußtsein mit dem Vorstellungserlebnis in einer Weise verknüpft ist oder doch sein kann, bei der die Vorstellung eines möglichen Wahrnehmungserlebnisses gar keine relevante Funktion besitzt, dann ist damit erwiesen, daß jene Identifikation von Wahrnehmungserlebnis und Wirklichkeitsbewußtsein falsch ist, und daß das Moment, durch welches in einem Vorstellungserlebnis der vorgestellte Gegenstand phänomenal zu einem vorgestellten »wirklichen« Gegenstand gemacht wird, als etwas Eigenartiges faßbar gemacht werden kann und muß. Damit wäre aber zugleich jene Meinung, daß die Vorstellung einer vom Wahrnehmungs-Ich »unabhängigen« Außenwelt und so auch die ganze erkenntnistheoretische Frage nach einer berechtigten Ansetzung dieser widersinnig sei, hinfällig; sowohl die erkenntnistheoretische Frage, wie vorerst und vor allem die Frage, was eine solche »seinsselbstständige« Welt ihrem wesenhaften Gehalt nach ist, wäre neu zu stellen.

---

1) Man achte wohl darauf, daß diese Bestimmungen nicht nur dazu dienen sollen, das »Wirkliche« durch ein von ihm unabtrennbares Prädikat in eindeutiger Weise zu fixieren. Unter diesem Gesichtspunkte wären sie ja richtig, da jedes Wirkliche prinzipiell wahrgenommen werden kann. Sondern daß es eine Identitätsbestimmung sein soll.

Als methodiſche Anmerkung ſei hinzugefügt, daß der von uns unter vielen möglichen anderen Wegen ſpeziell eingeſchlagene Weg, um das tatſächliche Vorhandenſein einer völlig eigenartigen Idee »realen Seins« herauszuſtellen, innerhalb dieſer Arbeit nicht nur dazu dienen ſoll, dieſe Tatſache möglichſt einleuchtend zu machen, ſondern auch dazu, mit den hierbei notwendig vorzunehmenden Sonderanalyſen der Klärung des Geſamtphänomens einer »realen Außenwelt« vorzuarbeiten.

Es ſoll zunächſt unterſucht werden, an welche in der Sache ſelbſt auffindbaren Momente die Theorie, daß ein Wirkliches *als* Wirkliches in der Vorſtellung nur als ein ev. Wahrzunehmendes vorkommen kann, anknüpft. Denn wenn auch dieſe Anſchauung ſchon allein eine durch jene Meinungsgrundlage (Wirklichkeitsbewußtſein = Wahrnehmungserlebnis) als ſolche konſequenterweiſe geforderte iſt, ſo wird doch vorausſichtlich das wiſſenſchaftliche Poſtulat der Sachlichkeit nicht ſo weit vernachläſſigt ſein, daß die Theorie nicht im gegebenen Gehalt auch des Vorſtellungserlebniſſes noch gewiſſe ſachliche Stützpunkte beſäße.

Man hat für alle ſo gearteten Theorien einen Typus von Vorſtellungserlebniſſen im Auge, der in der Tat dieſer Auffaſſung zunächſt keine Schwierigkeiten in den Weg zu ſtellen ſcheint. Es iſt der Vorſtellungstypus, an den die bekannte poſitiviſtiſche »*Abbildtheorie*« anknüpft: von einem empfundenen Inhalt bleibt ein »Abbild« im Gedächtnis zurück; wenn dieſes als ſolches im Bewußtſein auftritt, ſo iſt der betreffende *ſelbſt nicht* gegenwärtige Inhalt »vorgeſtellt«.

Es gibt bekanntlich eine große Literatur darüber, wie ſich dieſes Abbild von dem urſprünglichen Inhalt, dem es doch eben *als* ſein Abbild gleich ſein muß, dennoch unterſcheidet. Wir heben zwei für uns vornehmlich wichtige Momente hervor:

1. die ſo oft erwähnte »Undeutlichkeit«, »Mattigkeit«, »Verſchwommenheit« des Vorgeſtellten. Daß dieſes Moment nicht gedeckt wird mit der Angabe einer bloß geringeren »Intenſität« des vorſtellungsmäßig Gegebenen und daß auch die Ausdrücke »Verſchwommenheit« und »Undeutlichkeit« die Sachlage nicht eigentlich charakteriſieren, iſt oft genug betont worden und mit dem Argument ad absurdum geführt, daß ein Wahrgenommenes durch eine Abnahme ſeiner Intenſität oder durch ein Undeutlicherwerden nicht ebendamit in ein Vorgeſtelltes übergeht. *Cornelius*, der in der erwähnten Schrift (S. 34f.) ſehr richtig die Unzulänglichkeit dieſes Beſtimmungsverſuches hervorhebt, gibt ſich ſchließlich mit der Feſt-

ſtellung zufrieden, daß es ſich eben um einen »eigenartigen qualitativen inhaltlichen Unterſchied zwiſchen Empfindung und entſprechendem Phantasma« handelt, dem gegenüber die Erkenntnis der Zuſammengehörigkeit andererſeits »eine der erſten Tatſachen des pſychiſchen Lebens iſt, welche ſchon unſeren elementarſten Erkenntniſſen zugrunde liegt und daher einer weiteren Erklärung weder fähig noch bedürftig erſcheint«. Uns ſcheint mit jener Feſtſtellung die eigentliche Aufgabe zwar nicht der »Erklärung«, aber doch der »Klarlegung« dieſer eigentümlichen Phänomene erſt zu beginnen.

Man kann in Hinblick auf die vorſtellungsmäßige Anſchaulichkeit am beſten von einer »verdeckten Anſchaulichkeit« ſprechen. »Verdeckte« Anſchaulichkeit darum, weil das in vorſtellungsmäßiger Anſchaulichkeit Gegebene gegenüber dem in wahrnehmungsmäßiger Anſchaulichkeit Gegebenen auch da, wo es ſich um eine in ſich vollkommen klare und deutliche Vorſtellung handelt, etwas eigentümlich »Entrücktes« hat — ſo, als ob dieſer Inhalt in ſich ſelbſt erheiſchte, aus einem ihn verdunkelnden Medium hervorgeholt und »ans rechte Licht« geſtellt zu werden.

Es ſcheint hiernach faſt, als ob der vorgeſtellte Inhalt in ſich auf eine ihm mögliche andere anſchauliche Gegebenheitsweiſe, eben die wahrnehmungsmäßige, hinwieſe. Das müßte näher unterſucht werden. Hier kommt es auf die bloße Feſtſtellung des tatſächlichen Vorhandenſeins des Momentes der »Verdecktheit« an.

Dieſer Unterſchied zwiſchen Wahrnehmung und Vorſtellung betrifft alſo den verſchiedenen Charakter der Anſchaulichkeit des gegebenen Inhalts.

Als zweites Moment iſt nun zu erwähnen: das Erſcheinen des Vorgeſtellten nicht dort, wo das Wahrgenommene erſcheint, ſondern in einer von dieſer Wahrnehmungsſphäre deutlich unterſchiedenen Sphäre; hiermit hängt weſentlich zuſammen ein Wechſel der Blickrichtung, wenn ich beiſpielsweiſe von der Wahrnehmungseinſtellung in die Vorſtellungseinſtellung übergehe. Dieſes Moment hat offenbar auch Mach im Auge, wenn er A. d. E. S. 16 von dem Erſcheinen des Vorgeſtellten »in einem andern Felde« ſpricht, und vor allem S. 163 von dem »Wechſel der Aufmerkſamkeitsrichtung«: »ich fühle, wie ich beim Übergang zur Vorſtellung die Aufmerkſamkeit vom Auge abwende und anderswohin richte.«

Vom »Auge« zwar wende ich die Aufmerkſamkeit ſicherlich nicht ab; denn ich war auch in der Wahrnehmung nicht auf dieſes gerichtet. Aber von der Sphäre, in die ich als Wahrnehmender

gerichtet war, wende ich mich wenigstens bei dem hier zunächst ins Auge zu fassenden Vorstellungstypus tatsächlich ab. Wir sehen dies daran, daß sie uns beim Vorstellen *stören* kann, daß wir sie, wenn wir nicht etwa die Augen schließen, sehend fortzudrängen suchen. Wohin aber wende ich mich nun beim Vorstellen? In mich hinein? Auch dieses nicht eigentlich: der vorgestellte Inhalt bleibt zwar hier ein von meinem »Geist« stets »gehaltener«; er ist von diesem nicht in jener Weise völlig »abgetrennt« oder »abgesetzt«, wie es die Wahrnehmungsgegenstände sind (die Redewendung: sich etwas »im Geiste« vorstellen, entbehrt keineswegs jeder phänomenalen Grundlage); jedoch kann auch er deutlich »da draußen irgendwo« erscheinen; nur ist er dort nicht gleich den Wahrnehmungsgegenständen, so möchten wir vorläufig sagen, eigentlich *verwurzelt*. Er »schwebt dort irgendwo«, aber die Stelle seines Schwebens ist weder genau bestimmbar, noch besitzt sie für sein Dasein oder sein Sosein irgendwelche relevante Funktion. Dies nur zur vorläufigen Orientierung. Eine vollständigere Aufklärung hierüber ist erst später möglich.

Nach dieser allgemeinen Erörterung sei der spezielle Fall ins Auge gefaßt, bei dem ein *wirklicher*, und zwar natürlich ein in der Vorstellung als wirklich vermeinter oder gewußter Gegenstand vorgestellt wird. Dieser ist etwa viele, viele Meilen von dem Vorstellenden entfernt und der Vorstellende *hat* ihn in der Vorstellung *als* einen so weit entfernten. Der anschauliche Vorstellungsinhalt ist, wie wir sagten, »da draußen irgendwo«; ich kann auch den spontan erzeugten Vorstellungsgegenstand innerhalb einer gewissen Sphäre beliebig *verlegen*, ohne daß diese Verlegung etwas Wesentliches an gerade dieser Vorstellung und ihrem Inhalt änderte. Aber das Eine ist für diesen Vorstellungstypus charakteristisch: an die Raumwirklichkeitsstelle, an der sich der vorgestellte Gegenstand, wie ich weiß oder vermeine, tatsächlich befindet, vermag ich den Vorstellungsinhalt *nicht* zu verlegen; an den *wirklichen* Gegenstand in seiner ihm eigenen Wirklichkeitsstelle reiche ich also in diesem Vorstellungstypus *nicht* heran. Unmittelbar anschaulich gegenwärtig ist mir dagegen nur ein »Vertreter« des eigentlichen, des gemeinten Gegenstandes; in dem unmittelbar anschaulichen Vorstellungsinhalt steckt der gemeinte wirkliche Gegenstand nicht darin, sondern nur dieser »Repräsentant«.[1] Man könnte mit einer bild-

1) Die hier gemeinte Art der Repräsentation, bei der ein (anschaulich gegenwärtiger) *Gegenstand* für den in der Vorstellung gemeinten, *selbst* nicht unmittelbar zu erschauenden eintritt, ist nicht zu identifizieren

lichen, natürlich nicht genetisch aufzufassenden Wendung sagen: der Geist habe den Gegenstand unter Zuhilfenahme eines anschaulichen Repräsentanten in eine größere Nähe zu sich gebracht, um ihn überhaupt anschaulich fassen zu können (natürlich nur in der »verdeckten Anschaulichkeit«, die der Vorstellung als solcher eigentümlich ist).

Im Hinblick auf diesen phänomenologischen Tatbestand kann sich jene Theorie nunmehr, die wir bekämpfen wollen, in gewisser Weise behaupten. An das hier tatsächlich auffindbare Moment, daß in dem unmittelbar anschaulichen Vorstellungsinhalt als solchem der gemeinte wirkliche Gegenstand nicht eigentlich selbst darin steckt, knüpft sie an; sie folgert von hier aus, daß der vorgestellte »Inhalt« nur insofern mit einem gemeinten wirklichen etwas zu tun habe, als man bezüglich seiner das Bewußtsein besäße, er könne unter gewissen Bedingungen wirklich werden, und das heißt für diese Theorie wahrgenommen werden.

Freilich müßte ein näheres Zusehen schon an dieser Stelle die Unzulänglichkeit dieser Theorie einsichtig machen können. Denn, wenn ich allerdings in solchen Vorstellungen an den wirklichen Gegenstand in seiner ihm eigenen Wirklichkeitsstelle mit dem geistigen Blick nicht direkt heranreichen kann, sondern das, was er mir anschaulich bieten würde, gleichsam von ihm loslösen und in der Form eines neuen Gegenstandes (eben des Vorstellungsrepräsentanten) vor meinen geistigen Blick ziehen muß, so ist damit gewiß nicht

---

mit derjenigen, die Lipps (Leitfaden der Psychologie, 2. A., S. 12) im Auge hat, wenn er davon spricht, daß uns »auch« in der Vorstellung ein »Vorstellungsbild« den in der Vorstellung »gedachten« Gegenstand »repräsentiere«. Bei uns handelt es sich nicht wie hier um eine Repräsentationsbeziehung zwischen »Inhalten« und Gegenständen, sondern um eine zwischen einem Gegenstand und einem andern, die auf Wahrnehmung bezogen vollkommen ihren Sinn verlieren würde. Auf der Grundlage jener Anschauung von Lipps müßten wir bezüglich unseres Falles sagen: es fände in unserm Vorstellungstypus eine zwiefache Repräsentation statt: 1. von dem anschaulichen Repräsentationsgegenstand zu jenem Gegenstand, auf den vorstellungsmäßig abgezielt ist, 2. innerhalb des Repräsentationsgegenstandes selbst von dem unmittelbar anschaulichen Inhalt zu dem gesamten Anschauungsgegenstande.

Aber so wichtig gewiß jene Unterscheidung zwischen Inhalt und Gegenstand überhaupt ist, so wenig können wir doch der Auffassung Folge leisten, auch hier handle es sich um eine Repräsentationsbeziehung. Denn gerade jene vollkommene Abgetrenntheit zwischen den beiden Gliedern, die eine solche ihrer Natur nach verlangt und die in unserm Falle eine deutliche ist, fehlt in der Beziehung zwischen Inhalt und dem in ihm erfaßten und erschauten Gegenstand.

gesagt, daß ich in keinem Sinne an den wirklichen Gegenstand direkt heranreiche oder daß ich in keinem Sinne den wirklichen Gegenstand in der Vorstellung selbst fasse.

Jedenfalls handelt es sich doch sicherlich nicht nur um einen an den anschaulichen Vorstellungsinhalt sich anschließenden abstrakten Gedankenvollzug, wie den, daß der vorgestellte Inhalt wahrgenommen werden oder wirklich werden kann, oder auch den, daß er schon wirklich ist. An Stelle dieser äußerlichen Verknüpfung heterogener Bestandteile (anschaulicher Vorstellungsinhalt – abstrakter Gedankenvollzug) tritt uns das Vorstellungserlebnis als konkrete Einheit entgegen, die eben dadurch charakterisiert ist, daß der vorgestellte Gegenstand einerseits durch einen Vorstellungsrepräsentanten zu anschaulicher Vergegenwärtigung gebracht wird und andererseits in einer selbst allerdings eigentümlich anschauungsleeren Weise (über den Anschauungsrepräsentanten hin oder auch durch diesen hindurch) direkt gefaßt wird.[1] Das erste Moment kann überhaupt seiner spezifischen Artung nach gar nicht ohne dieses andere bestehen, daß ich in den als wirklich gehabten Gegenstand, den ich vorstelle, zugleich irgendwie direkt »verhakt« bin: denn der Vorstellungsrepräsentant ist als solcher für mich eben das den wirklichen Gegenstand mir mittelbar anschaulich Vergegenwärtigende; er verschafft mir ja phänomenal die Bezugnahme auf den wirklichen Gegenstand in einer anschaulichen Form, also kann der Beziehungspunkt selbst nicht aus dem Phänomen fortgestrichen werden, ohne dieses totaliter zu verändern.

Aber ohne uns weiter auf den an diesem Phänomen direkt erschaubaren, als solchen allerdings sehr komplizierten Gehalt zu berufen[2],

---

1) Die Behauptung von Cornelius (a. a. O. S. 38 f.), daß die Redeweise, ich nehme denselben Gegenstand wahr, den ich vorstelle, eine uneigentliche und äquivoke sei, erachten wir demnach als dem phänomenologischen Tatbestand durchaus nicht entsprechend. Auch bleibt bei Cornelius schon völlig unerklärlich, wie die für seine Theorie verlangte Beziehung zwischen dem Phantasma und der entsprechenden unter bestimmten Bedingungen eintretenden Empfindung aussehen soll. Denn entweder müßte ich doch hierzu die gemeinte Empfindung ebenso direkt gegenwärtig haben wie das Phantasma, obwohl sie in diesem Augenblick nicht aktuelle Empfindung ist, was seiner Theorie widerspräche, ja sie überhaupt überflüssig machen würde; oder ich hätte wiederum ein Phantasma von ihr – dann wäre eine erneute Beziehung gefordert, und wir kämen aus den Phantasmen nicht heraus.

2) Ich habe mit Absicht den von mir sogenannten »ersten Vorstellungstypus« in einer etwas schematischen Weise zur Darstellung gebracht, damit das Resultat, auf das alle diese Analysen hinführen sollen, in seiner

sei noch einmal betont, daß eben dieser Vorstellungstypus jener Theorie wenigstens eine gewisse sachliche Handhabe bietet.

Wir kommen zu einem zweiten Typus möglicher Vorstellungsweise:

Ich sitze in meinem Zimmer bei geschlossener Tür und erwarte einen versprochenen Besuch. In einer solchen Situation kann es vorkommen, daß man den betreffenden Menschen in der Ungeduld der Erwartung schon fortwährend »gleichsam« die Treppe heraufkommen »sieht«. Dies mag geschehen mit einem mehr oder weniger ernsthaften Glauben daran, daß er wirklich gerade jetzt die Treppe heraufkommt oder besser gesagt, es mag geschehen mit einem mehr oder weniger ausgeprägten Wirklichkeitsbewußtsein.

Wenn dieses Wirklichkeitsbewußtsein vollkommen fehlt, so hat das Erlebnis einen spielerischen Charakter: ich vertreibe mir die Zeit mit einer solchen Vorstellungsweise, obwohl ich genau weiß,

---

spezitischen Eigenart deutlicher heraustritt, ohne daß der Richtigkeit dieses Resultats selbst hierdurch Abbruch geschehen könnte. Gerade dieser erste Vorstellungstypus bietet als solcher eine Fülle phänomenologisch äußerst komplizierter Varianten, und zwar besonders durch die Möglichkeit ganz verschiedenartigen Hinein- und Hinübergreifens in die »reale Welt«, das mit jener anschaulichen Gegenstandsvergegenwärtigung gegeben sein kann. Die von uns in schematischer Weise gegebene Darstellung, daß der Vorstellungsrepräsentant im Erlebnis selbst als bloßer Repräsentant fungiert und der »wirkliche« Gegenstand, auf den abgezielt ist, als ein »da hinten irgendwo« in anschaulich nicht direkt erreichbarer Ferne zurückgelassener dasteht, trifft vollständig nur auf den besonderen Fall der bewußtermaßen »bildmäßigen« Vergegenwärtigung einer Gegenständlichkeit zu. In den meisten Fällen scheint es mir dagegen so zu liegen, daß ich, im Vorstellungserlebnis darinstehend, mit dem geistigen Blick gewissermaßen direkt in die gemeinte »wirkliche« Gegenstandsphäre hineinzugreifen glaube; erst die bewußte Reflexion auf das, was hier in der Tat vorliegt, läßt die »bloß« repräsentative Funktion des anschaulich Gegenwärtigen hervortreten. Damit ist aber natürlich auch ein solcher Fall von dem später im Text als zweiter Vorstellungstypus zu behandelnden Fall, bei dem mein Blick tatsächlich zu dem wirklichen Gegenstand selbst, und zwar auch hier noch in Vorstellungsweise hinreicht, wesenhaft unterschieden; handelt es sich doch im ersten Vorstellungstypus gewissermaßen um eine bloße Erlebnistäuschung.

Dann gibt es aber auch eine Reihe merkwürdiger Übergangsstufen vom ersten Vorstellungstypus zum zweiten, die an und für sich der Betrachtung wert wären. Uns aber kommt es hier in der Hauptsache nur auf die möglichst deutliche Kennzeichnung des zweiten Vorstellungstypus an, mag man wie immer vom ersten aus zu ihm hinüberführen können.

daß in ihr in Wahrheit nichts Wirkliches ergriffen wird. Andererseits vermag das mit dem sehenden Haben des Vorgangs da draußen verwobene Wirklichkeitsbewußtsein so stark zu sein, daß ich das Eintreten des Bekannten in dem entsprechenden Augenblick mit voller Sicherheit erwarte.

Aber lassen wir zunächst die Möglichkeit eines mitvorhandenen Wirklichkeitsbewußtseins beiseite, obwohl es uns auf dieses letztlich ankommt, und fassen wir jenes Moment des »gleichsam Sehens« ins Auge.

Der oben betrachtete Typus von möglichen Vorstellungsarten war in der Hauptsache charakterisiert 1. durch das Moment der »verdeckten Anschaulichkeit« und 2. dadurch, daß der anschaulich gegebene Vorstellungsgegenstand zwar »da draußen irgendwo« erscheint, aber dort nicht in der eigentlichen Weise »verwurzelt« ist, wie etwa die wahrgenommenen Gegenstände als dort verwurzelte erlebt werden.

Das erste Moment, die »verdeckte Anschaulichkeit«, charakterisiert auch diesen zweiten Typus. Nicht zufällig: denn, wenn überhaupt irgendwie von »bloßer Vorstellung« in tiefgreifendem Wesensgegensatz zur Wahrnehmung gesprochen werden soll, dann muß dieses Moment als wesenhaft zusammenhängend mit der eigentümlichen Natur der »bloßen Vorstellung« vorhanden sein. Wo etwas mit »verdeckter Anschaulichkeit« gegeben ist, da ist eben jenes »unverhüllte Selbstthervortreten« dieses Gegenstandes, wie es für die Wahrnehmung charakteristisch ist, ausgeschlossen. Nur dieses »unverhüllte Selbstthervortreten« aber, oder, wie wir später sagen werden, diese »Selbstkundgabe«, gibt uns in natürlicher Einstellung die unmittelbar anschauliche Gewähr vom tatsächlichen Selbstdasein und tatsächlichen Sosein des Gegenstandes. Keine Vorstellung irgendwelcher Art kann uns dieses Moment ersetzen, und von hier aus ergibt sich das Recht, die Wahrnehmungssphäre von der Vorstellungssphäre (letztere speziell als Sphäre »bloßer Vorstellung«) so scharf wie möglich zu trennen.

Wie steht es nun aber bei diesem zweiten Vorstellungstypus um das zweite der angeführten Momente? Um hier deutlich zu sehen, muß zuerst noch einmal der Blick zurückgehen auf den ersten Vorstellungstypus und einmal auch hier ein Fall herangezogen werden, bei dem es sich um einen »bloß eingebildeten« Gegenstand handelt. So denke man etwa an irgendeine Phantasiegestalt, wie sie die Lust des Augenblicks hervorbringen und ausgestalten mag. Hier ist nun von einer repräsentativen

Funktion der unmittelbar anschaulich gegenwärtigen Gegenständlichkeit natürlich keine Rede; dasjenige, worauf vorstellungsmäßig abgezielt ist, steckt voll und ganz in dem anschaulichen Inhalt darin.

Zugleich aber ist auch der anschaulich gegenwärtige Gegenstand *selbst* für mich kein »realer«, sondern ein »bloß« phantasierter; er hat, um einen treffenden Ausdruck von *Lipps* zu gebrauchen, nur ein »Dasein von meinen Gnaden«; er ist daseinsrelativ auf meinen ihn phantasierenden Geist. (Daß dieser hiermit hervorgehobene Tatbestand nicht, wie man glauben mag, eine völlig selbstverständliche Grundlage von jenem ersten ist — dem Mangel an einer repräsentativen Funktion — wird bald heraustreten).

Drittens ist nun aber wiederum vor allem auf die Artung der »*Erscheinungs*weise zu achten, die einen solchen phantasierten Gegenstand in derselben Weise auszeichnet oder vielmehr in eben diesem *ersten* Vorstellungstypus in derselben Weise auszeichnet wie oben den bildhaften Vorstellungsrepräsentanten. Wir sagten dort, ein solcher Vorstellungsgegenstand »schwebe da draußen irgendwo«, sei aber dort nicht in der »eigentlichen« Weise »verwurzelt«, wie es die Wahrnehmungsgegenstände sind. Wir müssen nun hier hinzufügen — und bei einer solchen Phantasiegestalt tritt dies besonders gut heraus, da hier jede Komplikation in der Weise irgendeines Bezuges auf die »reale« oder irgendeine sonstige Welt fehlt —, daß ein solcher in echter Weise vorstellungsmäßig »vorschwebender« Gegenstand seiner anschaulichen Erscheinungsweise nach »im Grunde« mit dem »wirklichen« Raum, dem Raum der Wahrnehmungsgegenstände, *nichts* zu tun hat. Jener Ausdruck »er schwebe da draußen irgendwo« ist ein völlig uneigentlicher und das hiermit Angedeutete ist natürlich ganz unvergleichbar mit einem Tatbestand wie dem, daß etwa ein Vogel da draußen irgendwo schwebe und sei auch dieses »Vogelschweben« ein undeutliches und fernes. Und doch hat solche Ausdrucksweise eine phänomenologische Grundlage, die nicht außer acht gelassen werden darf: der Geist *hat* in der Tat beim phantasiemäßigen Vorstellen, wenigstens beim Vorstellen »physischer Gegenständlichkeiten« eine Richtung »nach außen« oder hat diese doch in den meisten Fällen. Aber mir scheint, daß diese Richtung allerdings eine »zufällige« insofern ist, als sie nur eingeschlagen wird, weil der Geist gewissermaßen »*Raum*« braucht für die anschauliche Vergegenwärtigung solcher Gegenständlichkeiten, und weil jenes »Draußen« der wirklichen Welt eine zufällig allein sich darbietende oder doch günstigste »Gelegenheit« für die anschau-

liche Ausbreitung der Vorstellungsgegenstände darstellt.[1] Insofern kann man also auch bei diesem Vorstellungstypus – wenigstens in gewissen Fällen – die »Außenwelt« als »Aufnahmestätte« der Vorstellungsgegenstände ansehen.

Aber nur insofern. Denn weder hat es mit dem speziellen Inhalt der Vorstellung das mindeste zu tun, in welche »Gegend« der »Raumwirklichkeit« die vorgestellte Gegenständlichkeit hinverlegt wird, – ob ich vorstellend in den Fußboden hineinstarre, oder in die Ferne sehe oder wie sonst immer. Noch ist überhaupt diese »Gegend« in irgendeiner eindeutigen Weise fixierbar; und dieses darum, weil der solchermaßen phantasierte oder bildmäßig vorgestellte Gegenstand nicht eigentlich »in« den realen Raum hineingesetzt wird und werden kann (daß es andererseits ein tatsächliches Hineinsetzen eines phantasierten Gegenstandes in die Raumwirklichkeit gibt, wird gleich behandelt werden; aber dann sieht auch das Totalphänomen ganz anders aus); denn ein solcher Vorstellungsgegenstand ist von seiner eigenen Sphäre, nämlich der in die Außenwelt gleichsam »hinein- oder vorgeschobenen« Welt des Geistes, nicht abtrennbar. Es findet sich hier auf der Linie vom Geist zum Vorstellungsgegenstand kein »Abbrechen« derart, wie es wesenhaft zwischen dem wahrnehmenden Geist und den wahrgenommenen Gegenständen seine Stelle hat: mag der wahrnehmende Geist noch so nahe an die »außenweltlichen« Gegenstände herantreten, sie noch so innig umschließen, die Sphäre des Geistes und die Sphäre der »außenweltlichen Realitäten« sind durch kein »homogenes« Band zu vereinigen.

Mit dieser Einsicht ist aber zugleich die andere gegeben, daß der phantasierte Gegenstand andererseits, solange er ein in die Sphäre des Geistes »eingebetteter« bleibt, solange er nicht durch einen Akt besonderer Art von dem Geiste ab- und in die »andere Welt« hinausgesetzt wird, nicht zugleich eine irgendwie eigentliche Stelle in der realen Raumwelt haben kann. Das betreffende Stück »Phantasiewelt« oder »Vorstellungswelt« und die »reale Außenwelt« können sich nur in einer schwer beschreibbaren Weise durch-

1) Man achte im übrigen auf sonstige eigentümliche »Wendungen«, die der Geist zuweilen bei irgendeiner anschaulichen Vergegenwärtigungsbemühung vornehmen kann; so etwa, wenn die Außenwelt sich allzu störend auf- und zudrängt und auch das Mittel, die Augen zu schließen, als solches kein zureichendes ist und der Geist sich alsdann gleichsam »in sich selbst verkriecht«, um völlig unbehelligt seinen »Gesichten« leben zu können. Alle diese Dinge wären der Spezialuntersuchung wert.

kreuzen, ja die »Weite« des realen Raumes kann der Phantasiesphäre sogar als Ausbreitungsfeld dienen; aber nie können sie sich eigentlich berühren; sie sind und bleiben, wenn wir so sagen dürfen, aus völlig heterogenem Stoff.

Wie ist nun von hier aus jenes oben herangezogene Beispiel der zweiten Vorstellungsart zu charakterisieren: ich sehe den Bekannten schon »gleichsam« die Treppe heraufkommen, obwohl ich weiß, daß er tatsächlich noch nicht da draußen ist. Auch hier also besitzt die vorgestellte Gegenständlichkeit als solche keine »Wirklichkeit« für mich. Insofern wird also auch hier der Vorgang an die Stelle, wo ich ihn in Vorstellungsweise »sehe«, als nicht eigentlich hingehörig erlebt: ich bin mir bewußt, daß da draußen auf dem Korridor nichts dergleichen vor sich geht; der Korridor ist in Wirklichkeit geschehnisleer.

Aber findet sich auch hier ein mir etwa in der Weise jener phantasierten Gestalt »vorschwebender« Vorstellungsgegenstand? Hat es hier irgend einen Sinn zu sagen, der Vorstellungsgegenstand bringe seine eigene Sphäre mit sich? Ist es auch hier vollkommen irrelevant und gewissermaßen zufällig, in welcher Gegend des »wirklichen« Raumes das Ganze zur Erscheinung kommt? Und hat dieses Ganze zu dem wirklichen Raum nur jene völlig »uneigentliche« Beziehung?

Es gehört doch gewiß nicht nur zu dem speziellen Vorstellungsinhalt, daß das vorgestellte Geschehnis sich da draußen auf der Treppe abspielt, sondern auch zu dieser speziellen Vorstellungsart, daß ich es, indem ich es vorstelle, direkt da draußen sehe oder »gleichsam« sehe.

Ich kann auch im erstgenannten Vorstellungstypus mit der Wirklichkeit irgendeines Dinges oder eines Geschehens insofern »spielen«, als ich es an irgendeiner Stelle der realen Raumwelt tatsächlich verwirklicht denke; aber dort wäre ich doch dabei immer nur in jener eigentümlich anschauungsleeren Weise auf diese Raumstelle bezogen, während der anschaulich gegebene Vorstellungsrepräsentant »anderswo«, d. h. »irgendwo« vor meinem Geist und unabgetrennt von ihm erschiene. Hier dagegen ist mir eben die Raumstelle, an der ich den Gegenstand verwirklicht denke, mit diesem in anschaulicher, wenn auch verdeckt anschaulicher Weise tatsächlich und im »eigentlichsten« Sinne erfüllt. »Erfüllt« allerdings, ohne daß der Gegenstand dort ein wirkliches Dasein für mich hat, ohne daß er, wie wir oben sagten, dort wirklich »hingehört«. Bei einer solchermaßen durch meinen Geist spontan erzeugten Vor-

ſtellung findet aber eben jener Akt der Ab- und Hinausſetzung ſtatt, von dem wir ſchon oben ſprachen. Erſt durch ihn wird das »Kind meines Geiſtes« in ein »Kind der realen Welt« verwandelt. Natürlich meinen wir mit dieſer »Verwandlung« nicht, daß ich etwa den realen Bekannten kraft meines Geiſtes tatſächlich dorthin zaubern könnte, oder daß irgendeine Phantaſiegeſtalt durch einen ſolchen Akt reales Leben zu gewinnen vermöchte; wir meinen aber ebenſo nicht, daß ich nun plötzlich an das tatſächliche reale Daſein des vorher »bloß Vorgeſtellten« glauben müßte. Sondern wir haben allein dieſes im Auge, daß irgendeine vorſtellungsmäßig erzeugte Gegenſtändlichkeit (falls ſie überhaupt ihrer Natur nach in die reale Welt hineingehören könnte) durch einen geiſtigen Akt derart in die Raumwirklichkeit hineinprojiziert werden kann, daß ſie ihrer unmittelbaren Vorſtellungserſcheinung nach genau ſo »ausſieht«, als gehörte ſie in der Tat zu den »wirklichen« Gegenſtänden. (Natürlich bleibt auch hierbei die Erſcheinungsweiſe ſtets eine »vorſtellungsmäßige«, d. h. eine von »verdeckter Anſchaulichkeit«; Wahrnehmungsgegenſtände kann ich weſenhaft nicht aus meinem Geiſt heraus- und in die reale Welt hineinprojizieren – Wahrnehmungsgegenſtände könnte ich nur »halluzinieren«.) Jener Ausdruck, daß wir mit der Wirklichkeit ſolcher Gegenſtände oder ſolcher Geſchehniſſe »ſpielen« beſagt ja als ſolcher ſchon, daß wir dieſen Vorſtellungsgegenſtändlichkeiten bewußtermaßen nur den »Habitus« eines tatſächlich zur realen Wirklichkeit gehörigen Beſtandes verleihen. Mehr läßt ſich hierüber an dieſer Stelle noch nicht ſagen. Den Unterſchied als ſolchen, der zwiſchen einer bloß phantaſiemäßig oder bildhaft vorgeſtellten und einer in der realen Umwelt »gleichſam geſehenen« Geſtalt beſteht, obwohl beide keine Realität für mich zu haben brauchen, wird man nicht mehr beſtreiten.

Wir gehen jetzt zu einem als einen »wirklichen« vorgeſtellten Gegenſtand über und denken etwa an den bekannten Hausflur ſelbſt mit den in ihm befindlichen Dingen: indem ich in meinem Zimmer bei verſchloſſener Tür ſitze, wandert mein geiſtiger Blick durch die Tür auf den Hausflur hinaus und geht hier von einem Gegenſtand zum andern. Wieder iſt hier ähnlich wie oben zu fragen: hat es auch hier einen guten Sinn, davon zu ſprechen, daß ich mir von dieſem allem »anſchauliche Repräſentanten« inſofern verſchaffen muß, als ich es allererſt in eine für meinen Geiſt »anſchaubare Nähe« zu bringen gezwungen bin? Gewiß könnte man auch hier von einem für den wirklichen Gegenſtand in gewiſſer Weiſe »eintretenden« Vorſtellungsrepräſentanten ſprechen, als ja die Gegenſtände ſich nicht

wie in der Wahrnehmung in ihrem »leibhaften Selbſt« enthüllen. Aber nur in dieſem Sinne. Man kann dagegen nicht ſagen, daß wir auch hier die »wirklichen« Gegenſtände in einer anſchaulich ſelbſt nicht zu vergegenwärtigenden Ferne zurücklaſſen und dafür gewiſſen Repräſentanten eine für ihr Daſein und Soſein ganz zufällige Erſcheinungsſtelle »da draußen irgendwo« anweiſen, damit die betreffenden Gegenſtände überhaupt anſchaulich erſcheinen können. Ein ſolches anſchaulich-geiſtiges »Heranholen« iſt in dieſem Falle gewiſſermaßen unnötig, da ſich die Gegenſtände ſchon an und für ſich in einer »erſchaubaren Nähe« befinden: mein geiſtiger Blick vermag bis zu der ihnen an ſich ſelbſt eigenen Wirklichkeitsſtelle direkt und unmittelbar hinzudringen.[1]

Nicht etwa, daß ich hier ebenſo wie in der Wahrnehmung ein an der Anſchauung geſichertes Wiſſen von ihrem Daſein und Soſein erhalten könnte, wie es mir gewiß allein ihr wahrnehmungsmäßiges Hervortreten verſchafft; aber wenn überhaupt ſchon als daſeiend und ſoſeiend bewußt, können ſie hier in eben der unmittelbaren und direkten Weiſe anſchaulich umfaßt werden (natürlich in »vorſtellungsmäßiger Anſchaulichkeit«) wie jene Wahrnehmungsgegenſtände.

Dieſe ganze Sachlage nun bringt es mit ſich, daß hier bei einem Übergang von wahrgenommenen zu »bloß« vorgeſtellten Gegenſtänden jener bei dem erſten Vorſtellungstypus ſo deutlich hervortretende Blickrichtungswechſel in eine total andere Sphäre hinein keine mögliche Stelle hat. Jener nur »repräſentierende« Vorſtellungsgegenſtand, der in völlig »uneigentlicher« Weiſe in den Raum hineingeſetzt erſchien, in dem ſich die Wahrnehmungsgegenſtände befinden, hat eben damit zu dieſen und dem wirklichen Raum keinerlei natürliche Beziehung; er verlangt

---

1) Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß überall, wo »realiter« dieſe Möglichkeit vorliegt, wo ſich die Gegenſtände alſo in direkt erſchaubarer Nähe »befinden«, auch der entſprechende Vorſtellungstypus vorhanden ſein müßte. Auch die mich unmittelbar umgebenden Gegenſtände kann ich mir in jener »bildhaften« Weiſe vor meinem Geiſt vergegenwärtigen. — Und andererſeits beſagt jenes, daß die Gegenſtände in erſchaubarer Nähe ſein müſſen, damit dieſer »zweite« Vorſtellungstypus ſich überhaupt realiſieren kann, ſelbſtverſtändlich nur, daß ſie ſich — im Erlebnis ſelbſt — phänomenal oder für mein Bewußtſein dort befinden müſſen. Ihre reale Selbſtgegenwart dort iſt natürlich für die Konſtitution des Phänomens ganz irrelevant. So kann ich etwa vorſtellungsmäßig einen Stuhl noch auf dem Korridor ſtehen »ſehen«, der ohne mein Wiſſen fortgenommen wurde.

für sich gefaßt zu werden und zieht dadurch den Blick notwendigerweise von der sich gerade darbietenden Wahrnehmungssphäre ab. Hier dagegen erscheint der Vorstellungsgegenstand in demselben »realen« Raum in völlig eigentlicher Weise; er wird genau so als ein in diesem »verwurzelter« gegenständlich wie die Wahrnehmungsgegenstände; es stellt keinerlei wesentlichen Unterschied dar, ob ich innerhalb meines Zimmers den Blick von einem Gegenstande fort zu einem andern hinrichte, oder ob der Blick von einem solchen wahrgenommenen Gegenstande hinaus auf den nicht wahrnehmbaren, aber doch unmittelbar überschaubaren Korridor wandert.

Man kann also zusammenfassend diese beiden Typen möglicher Vorstellung speziell nach ihrer Vorstellungsbeziehung zu einem »wirklichen« Gegenstand folgendermaßen unterscheiden:

1. Der vorgestellte und in der Vorstellung als ein wirklicher gehabte Gegenstand wird für den geistigen Blick durch einen »anschaulichen Repräsentanten« sichtbar gemacht, der ev. in einer schwer bestimmbaren Gegend der Raumwirklichkeit in völlig uneigentlicher (»schwebender«) Weise erscheint.

2. Der vorgestellte und in der Vorstellung als ein wirklicher gehabte Gegenstand steckt selbst in dem unmittelbar anschaulichen Vorstellungsinhalt darin: der geistige Blick reicht bis zu dessen eigener Wirklichkeitsstelle hin und umfaßt ihn in »sehender« Weise ebendort.

Von diesen beiden Vorstellungstypen bleibt die Wahrnehmung dadurch streng unterschieden, daß bei ihr der Blick nicht nur bis an den Gegenstand und seine ihm eigene Wirklichkeitsstelle direkt und unmittelbar hinreicht, sondern daß in ihr dieser Gegenstand zu »unverhülltem Selbstbervortreten« gelangt.

Hiermit ist unsere Analyse zu einem entscheidenden Punkt gekommen: denn da sich die beiden Vorstellungstypen mit Rücksicht auf ihre Vorstellungsbeziehung zu einem vermeinten »wirklichen« Gegenstand nur dadurch unterscheiden lassen, daß in dem einen Typus von einem die anschauliche Gegenwart des wirklichen Gegenstandes ersetzenden »anschaulichen Repräsentanten« nicht die Rede sein kann, sondern im Gegenteil der vorstellende Blick an den wirklichen Gegenstand selbst und direkt hinreicht, so wird es damit natürlich unmöglich, das mit einer Vorstellung möglicherweise verknüpfte Wirklichkeitsbewußtsein auch weiterhin schlechtweg mit der Rede

decken zu wollen, es könne sich dabei um nichts weiter handeln, als um ein bloßes Phantasma, verbunden mit dem Bewußtsein möglicher Wahrnehmung. Da es sich im zweiten Vorstellungstypus um ein Wirklichkeitsbewußtsein handelt, das einerseits nicht an eine »Empfindung«, um in positivistischer Sprache zu reden, anknüpft, also an einen »unverhüllt« hervortretenden Wahrnehmungsgegenstand, andererseits aber auch nicht an ein bloßes »Phantasma«, also an einen anschaulichen Repräsentanten, so kann zum mindesten Wirklichkeitsbewußtsein nicht einfach mehr mit dem »Empfindungserlebnis« gleichgesetzt und das Wirklichkeitsbewußtsein der Vorstellung mit jenem das »Phantasma« zu Hilfe nehmenden Surrogaterlebnis abgefertigt werden. Hier haben wir eben den Fall vor uns, bei dem es sich einerseits nicht um eine »repräsentative Funktion« des unmittelbar gegenwärtigen Vorstellungsgegenstandes handelt und dieser andererseits doch als ein »realer« im echten und eigentlichen Sinne vor mir steht.

Wenn aber an einer Stelle jene positivistische Theorie so wenig ausreicht, ja an einem Punkt der schlicht aufgenommene Tatbestand geradezu das Gegenteil von dem aufweist, was jene Theorie dogmatisch voraussetzt, so muß sich gewiß die Forderung erheben, das Problem des Wirklichkeitsbewußtseins überhaupt neu anzugreifen.

Nicht allein aber, um in möglichst einleuchtender Weise die Unzulänglichkeit der gekennzeichneten positivistischen Theorie zu zeigen, ist jene Untersuchung durchgeführt worden, sondern auch, um gewisse Phänomene sichtbar zu machen, die uns dem Gesamtphänomen einer »realen Außenwelt«, wie es dem »natürlichen Bewußtsein« immanent ist, näher führen sollen.

Wir knüpfen zur weiteren Klärung an gewisse noch dunkle Punkte der bisherigen Betrachtung an, mit deren Aufhellung zugleich auch der eigentliche Gegensatz jener beiden Vorstellungstypen, der bisher nur nach ihrem verschiedenen Verhältnis zu einem in ihnen gefaßten »wirklichen« Gegenstand fixiert wurde, an sich selbst noch deutlicher heraustreten wird.

Wir richten unseren Blick zuerst auf das, was mit dem Ausdruck »erschaubare Nähe« in vorläufiger Weise gedeckt wurde: so schien uns das eine Mal der vorgestellte »wirkliche« Gegenstand an der Hand eines »anschaulichen Repräsentanten« zu einer »erschaubaren Nähe« herangezogen zu sein, das andere Mal dagegen konnte

der Blick das betreffende Wirklichkeitsbereich, in dem sich der vorgestellte Gegenstand der Meinung nach an sich selbst befindet, direkt überschauen, weil sich der vorgestellte »wirkliche« Gegenstand schon an sich selbst in einer »erschaubaren Nähe« befindet.

Es muß also offenbar eine von der jeweiligen Wahrnehmungs- resp. Vorstellungsposition aus jeweilig direkt »überschaubare Sphäre« geben, die aber natürlich, da es sich ja gerade um »bloß« vorgestellte Gegenstände handelt, mit dem eigentlichen Wahrnehmungsbereich nicht zusammenfallen kann.

Weiterhin – und das ist der zweite noch ungeklärte Punkt – erhielt dasjenige, was als ein in dieser Sphäre in eigentlicher Weise »Verwurzeltes« erschien – sei es auch nur als ein im Vorstellungsspiel dorthin Versetztes, also nicht tatsächlich dorthin Gehöriges – einen gewissen anschaulichen »Wirklichkeitscharakter« oder auch »Wirklichkeitsanschein«, dessen erlebtes Vorhandensein natürlich nicht mit dem eigentlichen Wirklichkeitsbewußtsein verwechselt werden darf: die mit dem »Wirklichkeitsanschein« versehenen Gegenstände erhalten damit, wie wir uns ausdrückten, den äußeren »Habitus« der »wirklichen« Gegenstände, während, so fügen wir hier hinzu, ein in jener »vorschwebenden« Weise erscheinender Vorstellungsgegenstand gerade umgekehrt die ihm an sich selbst eigene »Unwirklichkeit« an sich trägt (d. h. natürlich, wo es sich um einen bildhaften Repräsentanten handelt, nur die dem Repräsentanten an sich selbst eigene; der repräsentierte Gegenstand wird ja in diesem Fall gerade als ein »wirklicher« gehabt). Nur diese Sachlage ermöglicht im ersteren Fall jenes eigentümliche »Spielen« mit der Wirklichkeit eines Gegenstandes. Aber so wenig uns bisher das, was die sog. »überschaubare Sphäre« an sich selbst ist, wirklich deutlich wurde, so wenig auch ihre nach allem offenbar enge phänomenale Beziehung zur »realen Welt«. Neben die Frage nach der »überschaubaren Sphäre« tritt die Frage nach der über das jeweilige Wahrnehmungsbereich hinausreichenden »Raumwirklichkeit«.

Fassen wir zunächst noch einmal den Fall ins Auge, wo in einer uns bekannten Gegend die Gegenstandswelt hinter unserm Rücken und über das vor uns Wahrnehmbare hinaus zwar nicht selbst auch »wahrgenommen«, aber doch direkt »erschaut« wird. Hier war es das Charakteristische, daß diese sich etwa hinter meinem Rücken befindlichen Gegenständlichkeiten nicht irgendwo und irgendwie vor meinem geistigen Blick »schweben«, sondern daß sie in eben der

Sphäre »bodenständig« sind wie ich als dieses reale leiblich-seelische Individuum selber und mit mir die Wahrnehmungsgegenstände. Mein Blick bleibt, wenn er von den letzteren zu den ersteren gleitet, in einer und derselben »Anschauungsebene«. Indem er von dem Wahrnehmungsbereich zum Vorstellungsbereich übergeht, findet nicht ein die Anschauungssphäre betreffendes »Abbrechen« irgendwelcher Art statt – wie es offensichtlich stattthatte beim Übergang von wahrgenommenen Gegenständen zu etwas »Vorgestelltem« vom ersten Typus. Ein gleiches, in sich kontinuierliches Anschauungsmedium verbindet meine Wahrnehmungsposition mit den solcherweise vorstellungsmäßig direkt erschaubaren Gegenständen. Indem der Blick in diesem in immer gleicher Weise fortwandert, besteht für ihn ein Übergang nur insofern, als die mit »unverdeckter Anschaulichkeit« gegebenen Gegenstände denen mit »verdeckter Anschaulichkeit« gegebenen weichen.

Nehmen wir jetzt einen Fall, bei dem irgendein Dasein und Sosein gerade nicht wahrgenommener Gegenstände unbekannt ist, solche Gegenstände also – falls es nicht bewußtermaßen »bloß« phantasierte sind – auch nicht irgendwie in der angegebenen Weise anschaulich mit den Wahrnehmungsgegenständen umfaßte sein können: so denke man sich etwa in eine völlig fremde Gegend versetzt. Dann haben wir trotz des Bewußtseins der gewissen anschaulichen »Leere« hinter uns doch das offenbare »Gefühl«, daß es »hinter uns weiter geht«, resp. daß der irgendwie erfüllte Raum weitergeht.

Nicht, daß wir dieses nur als eine erfahrungsgemäße Tatsache wüßten oder erschlössen oder auch das wahrnehmungsgemäße Erscheinen des Raumes bei einem Umwenden erwarteten, auch nicht, daß es uns nur in der Art einer »Wesenseinsicht« a priori feststünde, sondern wir »sehen« den Raum weitergehen. Oder besser noch läßt sich dieser Tatbestand in negativer Weise folgendermaßen ausdrücken: das anschauliche Haben einer Raumsphäre, in der ich mich befinde, bricht nicht mit dem Aufhören der Wahrnehmungssphäre plötzlich ab. Wie weit diese Raumanschauung reicht, wie sie weiterhin aussieht, womit und wodurch sie endigt, das alles ist zunächst gleichgültig; nur, daß sie nicht an der bezeichneten Stelle abbricht, ist das hier Wichtige.

Die gemeinte Sachlage wird ebenfalls deutlich, wenn wir den Fall setzen, daß wir uns in jener fremden Gegend umwenden: dann sind die jetzt neu wahrnehmbaren Gegenstände nicht »so plötz-

lich« ohne irgendwelche anschauliche Beziehung zu den vorher schon wahrgenommenen jetzt neben diesen »auch noch da«; sondern die schon vorher über die Wahrnehmungssphäre hinaus anschaulich mitgegebene, obwohl in eigentümlicher Weise inhaltsleere Raumwirklichkeit füllt sich mit ihnen. Nicht hat sich ein bloßes »Anschauungsnichts« in ein anschauliches Etwas oder vielmehr viele »Etwasse« verwandelt, sondern was vorher anschaulich »leer« war, wird jetzt anschaulich gefüllt.

Genau derselbe Sachverhalt liegt natürlich vor, wenn sich mir durch ein Weiterschreiten immer neue und neue Stücke der »Raumwelt« wahrnehmungsmäßig eröffnen. Überall bin ich, falls ich überhaupt in die Außenwelt hineingerichtet bin, mit meiner Anschauung schon ein Stück über die Grenzen des eigentlichen Wahrnehmungsbereiches hinaus. Diese für die reale Erlebnissituation stets oder normalerweise, in geringerem oder weiterem Umfange (es kommt, wie leicht ersichtlich, auf genaue Bestimmungen hierüber an dieser Stelle nicht an; sie wären Aufgabe experimentalpsychologischer Untersuchungen) anschaulich noch mitgefaßten, wahrnehmungstranszendenten Raumweltstücke runden sich nun bei einer bewußten Reflexion auf sie zu einer eigenartigen Sphäre von beträchtlicher Größe ab, die — um meine reale Raumposition herumgeordnet — eben durch jene für meinen geistigen Blick unmittelbare Überschaubarkeit ausgezeichnet ist, und die das jeweilige Wahrnehmungsfeld (bei geschlossenen Augen ist dieses = 0) als ein in besonderer Weise ausgezeichnetes Stück in sich enthält.

Der oben hervorgehobene Tatbestand, daß einzelne, als solche mir schon bekannte Gegenständlichkeiten von mir in direkter Weise erschaut werden können, ehe ich sie wahrnehme, bestimmt sich jetzt näher dahin, daß alles, was sich in diesem von meiner Wahrnehmungsposition aus an und für sich überschaubaren Stück der »Raumwelt« befindet (und in seinem Dasein und Sosein als solches gewußt wird), selbst direkt und unmittelbar erschaubar ist. In einem solchen Fall füllt sich bei einem Weiterschreiten durch die Raumwelt nicht ein vorher inhaltleeres, aber selbst anschaulich gegebenes Raumstück mit vorher noch unbekannten und damit auch selbstverständlich ungeschauten Gegenständlichkeiten, sondern was zunächst mit »verdeckter Anschaulichkeit« in der unmittelbaren Fortsetzung eben der Raumwelt »erschaut« wurde, in der ich mich als Wahrnehmender mit den wahrgenommenen Gegenständen befinde, tritt jetzt mit »unverdeckter Anschaulichkeit« hervor.

Aber noch immer ist die Frage offen geblieben, was dieser

»überschaubaren Sphäre« eine Grenze setzt; denn eine solche muß offenbar vorhanden sein, wenn jener Gegensatz von »erschaubarer Nähe« und »nicht erschaubarer Ferne« seinen Grund im Phänomen finden soll. Und zweitens ist jetzt wiederum nach ihrer Beziehung zur »realen Welt« als solcher zu fragen. Das Erstere wird in unmittelbarem Anschluß an das Zweite beantwortet werden können.

Daß das Realitätsbewußtsein im echten und originären Sinne nicht schlechthin zusammenfällt mit dem Erlebnis, etwas wahrzunehmen, trat hervor. Man könnte aber im Anschluß an unsere Ausführungen fragen, ob nicht »Wirklichkeit« nunmehr als identisch anzusetzen sei mit dem Wahrnehmbaren plus dem in jener gekennzeichneten Weise noch über dieses hinaus direkt Erschaubaren, sodaß der Fehler jener positivistischen Theorie nur darin bestünde, daß sie eine zu enge Sphäre aufgegriffen habe. Jenes: eine gewisse um die Wahrnehmungsposition herumgeordnete Sphäre – sei es in wahrnehmungsmäßiger, sei es in vorstellungsmäßiger Anschaulichkeit – direkt überschauen zu können und damit die in ihr zu überschauenden Gegenständlichkeiten als realiter existierende zu haben, wäre ein in seiner Eigenart nicht weiter aufzuklärendes »Urerlebnis«, genau so wie für den Positivismus dieses: Wahrnehmungsinhalte haben und sie als realiter existierende fassen eine letzte und als solche eben schlechthin anzuerkennende »psychologische Urtatsache« ist.

Doch jene Auffassung wäre nicht minder unrichtig und prinzipiell genommen nicht minder »positivistisch« als die letztere; und zwar darum, weil in ihr etwas wesenhaft Eigenartiges (eben das Wirklichkeitsbewußtsein) um einer vermeintlichen Identität mit einer anderen Sache willen (einen gewissen Abschnitt der realen Welt in jener direkten Weise überschauen zu können) unterschlagen würde. (Solcherlei Identitätssetzungen werden zudem in den positivistischen Theorien nie eigentlich ernst genommen und dort, wo die Tatsachen dazu zwingen, wiederum in ein allerdings stets Hand in Hand gehendes Zweierlei aufgelöst, ohne daß dieses je dahin führte, nunmehr jedes für sich in seiner Eigenart zu untersuchen und herauszustellen.) »Positivistisch« auch darum, weil man bei einem Punkt als einer »eben hinzunehmenden Urtatsache« stehenbliebe, die doch schon für einen geringen Einblick in die Sachlage noch dringend einer Aufklärung bedarf. So wenig Wirklichkeitsbewußtsein identisch ist mit dem Wahrnehmungserlebnis, so wenig ist es auch identisch mit dem gekennzeichneten Anschauungserlebnis überhaupt.

Übrigens trifft ja nicht einmal die hier stets gemachte Voraussetzung zu, daß Wirklichkeitsbewußtsein mit dem Wahrnehmungs-

erlebnis einerſeits, mit dem gekennzeichneten Anſchauungserlebnis andererſeits unabtrennbar verbunden ſei; ſo kann mir auch in einer Vorſtellung vom erſten Typus ein realer Gegenſtand als realer unmittelbar gegenwärtig (wiewohl nicht unmittelbar anſchaulich gegenwärtig) ſein, wenn auch dieſe Tatſache vom »Poſitivismus« um eben jener »Identifikation« willen beſtritten wird. Andererſeits ſahen wir ebenfalls, daß ich etwas nur ſpielenderweiſe in die direkt zu überſchauende Raumſphäre hineinſetzen und ihm damit einen gewiſſen »Wirklichkeitshabitus« verleihen kann, wobei von einem »Wirklichkeitsbewußtſein« im eigentlichen Sinne gar keine Rede iſt.

Allerdings ſcheint die unmittelbar überſchaubare Sphäre ſelbſt in einer wenigſtens für das natürliche Bewußtſein unaufhebbaren Weiſe als eine zur realen Welt gehörige charakteriſiert zu ſein. Aber eben nur als eine zu ihr gehörige; nicht aber ſind der realen Sphäre ſelbſt mit der »überſchaubaren« ſchon die Grenzen geſetzt. Im erſten Vorſtellungstypus z. B. kann der als wirklich exiſtierend gehabte Gegenſtand wohl als ein zur realen Welt überhaupt zugehöriger gefaßt ſein, ohne daß er der »überſchaubaren Sphäre« anzugehören braucht; irgendwo dahinten iſt er, wohin ich in direkter Schauung nicht mehr zu reichen vermag.

Wir haben jetzt zwei Sonderfragen:

1. die eigentliche Hauptfrage, deren Beantwortung wir zwar durch die bisherigen Analyſen nahegebracht worden ſind, die aber doch als ſolche ſchließlich ganz direkt angegriffen werden muß: was liegt dem Bewußtſein ſachlich zugrunde, ſich in einer »wirklichen Welt« zu befinden, oder: ſich einer »realen Außenwelt« gegenüber zu befinden. Und 2. in welchem phänomenalen Verhältnis ſteht die »überſchaubare Sphäre« zur »realen Außenwelt« überhaupt?

Oben war hervorgetreten, daß der Poſitivismus gegenüber einem falſchen ſog. »Idealismus« die nicht aufhebbare »Außenſtellung« der Wahrnehmungsinhalte gegenüber dem »Ich« betont, und andererſeits hervorhebt, daß dieſe Wahrnehmungsinhalte auf den Ichleib ſtets räumlich orientiert ſind. Wie verhält ſich nun dieſer Tatbeſtand zu dem Bewußtſein, ſich in einer »realen Außenwelt« zu befinden?

Jene »Außenſtellung« impliziert zunächſt, wie wir oben ſchon erwähnten, daß alle Theorien, nach denen die ſog. »Außenwelt« zunächſt im Kopfe, reſp. im Gehirn des ſie wahrnehmenden und vorſtellenden Individuums erſteht, um dann auf irgendeine wunderbare Weiſe an die ihr phänomenal zukommende Stelle

»hinausprojiziert« zu werden, widersinnig und absurd sind. Wir betonten das ausgesprochene Verdienst des Positivismus nach dieser Richtung.

Dann aber deutet diese »Außenstellung« auf etwas für die phänomenale Sachlage selbst weit Wesentlicheres hin, nämlich darauf, daß eine gewisse Gruppe von »Bewußtseinsinhalten« in einer deutlichen und unaufhebbaren Gegenüberstellung zum Geist oder zum Bewußtsein erscheint und damit in einem ausgesprochenen phänomenalen Gegensatz steht zu der anderen Gruppe von »Bewußtseinsinhalten«, die eben wirkliche »Inhalte« sind, denen also das reale Bewußtsein nicht wie jenen »gegenübersteht«, sondern die es in sich selbst und mit sich selbst, d. h. an seiner eigenen, realen Ursprungsstätte vorfindet. Die ersteren sind die »außenweltlichen« oder die «physischen« Gegebenheiten, die zweiten die »innenweltlichen«, wenn wir so sagen dürfen, oder die psychischen Gegebenheiten, oder, wie sich der Positivismus auch auszudrücken liebt: das erste sind die »objektiven«, das zweite die »subjektiven« Bewußtseinsinhalte. (Vgl. hierzu wiederum Schuppe; weiterhin Laas mit seinem »Subjekt-Objektivismus« und seiner durchaus berechtigten Polemik bezüglich dieses Punktes gegenüber Hume, der beispielsweise den deutlichen phänomenalen Unterschied zwischen der Erscheinungsstelle einer Schmerzempfindung und einer Farbe vollkommen verkennt.) Die neueren Positivisten haben hier wieder den sehr wertvollen Schritt getan, den Gegensatz von »objektiv« und »subjektiv« oder auch von »außen« und »innen« ein für allemal abzutrennen von dem ganz anderen Gegensatz zwischen Inhalten, die »auf das Bewußtsein relativ« sind und solchen, die von dem Bewußtsein »seinsunabhängig« sind. Wenn etwas der Erscheinung nach eine Außen- oder Gegenüberstellung oder auch eine »objektive« Stellung hat, kann es darum doch seinem Dasein nach »auf das Bewußtsein relativ« sein, also in diesem nunmehr fixierten Sinne doch »Bewußtseinsinhalt« sein.[1]

1) Die Gegensetzung von »Außenstellung« gegenüber dem Geist und »Innenstellung« birgt natürlich als solche noch mannigfaltige, sehr komplizierte und verschlungene phänomenologische Probleme in sich, wie uns eines schon oben entgegentrat, als wir auf die verschiedenen Möglichkeiten der »Richtungswendung« hinwiesen, die ein »außenweltliche« Gegenständlichkeiten vorstellender Geist einschlägt. Aber es ist hier nicht die Stelle, uns mit diesen Problemen auseinanderzusetzen, da eben, wie wir im Text gleich näher sehen werden, eine »Außenstellung« der Erscheinung nach noch keine außenweltliche Stellung dem Dasein nach darstellt; nur dieses letztere Phänomen

Für den Positivisten ist nun aber weiter die »Außenwelt« als solche schon dadurch genügend charakterisiert, daß sie diese »Außen«- oder Gegenüberstellung hat; ein »bewußtseinsunabhängiges« Sein erscheint ihm als solches widersinnig. Die *realen* außenweltlichen Bestände heben sich andererseits von den *nichtrealen* – falls diese Ausdrucksweise überhaupt irgendeinen Sinn haben soll – durch ihr »*empfindungsmäßiges*« Auftreten ab; dasjenige, was in der erwähnten »Gegenüberstellung« als eine »Empfindung« gegeben ist, ist ein sog. »Wirkliches«, dasjenige, was in dieser als ein »Phantasma« oder als eine bloße Vorstellung gegeben ist, ist ein sog. Nichtwirkliches.

Wir sahen, daß diese letzteren Bestimmungen in keinem Sinne zureichende sind, da auch bei einem in der Weise einer »bloßen Vorstellung« Erscheinenden das Wirklichkeitsbewußtsein im echten und ursprünglichen Sinne, d. h. *direkt* und *unmittelbar* an das Erscheinende geknüpft, vorhanden sein kann, wie übrigens umgekehrt eine wahrnehmungsmäßige Gegebenheit zuweilen als ein *Nichtreales* für mich dastehen kann (wie in der *bewußten* Halluzination).[1]

Wir sehen damit, daß zu jener »Außenstellung«, die sich auf die bloße *Erscheinungsstelle* des Gegebenen bezieht, etwas *anderes* hinzutreten muß als der Gegensatz wahrnehmungsmäßigen und vorstellungsmäßigen Erscheinens, um den anderen Gegensatz von einem da draußen erscheinenden »*Realen*« und einem da draußen erscheinenden »*Nichtrealen*« hervorzubringen. Es wird uns zugleich durch die Klärung dieser Sachlage deutlich werden, daß der Ausdruck »*Außenwelt*« schon als solcher einen weit volleren und prägnanteren Sinn hat, als ihm in dieser Theorie verliehen worden ist, daß er schon in sich selbst auf das hindeutet, was ein in Gegenüber- oder Außenstellung Erscheinendes zu einem »Realen« macht; denn dem in Außenstellung Erscheinenden, das Reales und Nichtreales in *gleicher* Weise um-

aber interessiert uns hier. Wir werden übrigens an einer späteren Stelle dieser Arbeit, wo wir von »äußerer« und »innerer« Wahrnehmung sprechen, noch auf die eben angedeutete Problematik zurückkommen.

1) Mit diesem letzteren Fall setzt sich auch der »Positivismus« in mannigfacher Weise auseinander, wie z. B. *Mach* (A. d. E. 1. Kap.) Traum und Halluzination u. dgl. nur in dem Sinne als »nichtwirklich« gelten lassen will, als sie »außergewöhnliche« Empfindungszusammenhänge gegenüber den »gewöhnlichen« darstellen. Wie verkehrt speziell diese Auffassung ist, werden wir im 2. Teil dieser Arbeit in eingehender Weise zeigen. Das im Text unmittelbar Folgende bereitet schon auf dieses alles vor.

faßt, tritt das »Draußenseiende« oder das »Außenweltliche« gegenüber, das als solches eben ein Reales ist (wenn auch natürlich nicht jedes »Reale« ein »Außenweltliches« zu sein braucht). Dieses Phänomen aber der wahren »Außenweltlichkeit« ist vom Positivismus da, wo nicht vollständig unterschlagen, doch als ein in sich nicht einstimmiges, also nicht nur erkenntnistheoretisch, sondern auch sachlich nicht haltbares abgeleugnet worden.

Unsere vorigen Analysen machen es uns leicht, einige nunmehr zu beantwortende prägnante Fragen zu formulieren: Worin besteht eigentlich dasjenige, was ein mit der Realität einer Gegenständlichkeit spielender Geist eben dieser Gegenständlichkeit zukommen lassen will (in einer gewissen Art bewußter Selbsttäuschung), und das daher für diesen Geist eben das wesentlich Charakteristische einer »außenweltlichen Realität« ausmachen muß. Oder: was ist es, was er solchen Gegenständlichkeiten, wenn er ihnen zwar den entsprechenden »Habitus« aufzuzwingen vermag, doch »im Ernst« nie verleihen kann. Oder: was ist es, was den Vorstellungen vom ersten Typus nicht einmal diesen »Habitus« zuzuerkennen gestattet, das also offenbar in direktem Gegensatz zu demjenigen steht, was eine »außenweltliche Realität« zu einer solchen macht.

Der Beantwortung dieser letzteren Frage nun sind wir in der Tat schon sehr nahe gewesen, als wir darauf hinwiesen, daß es eines gewissen »Aktes der Hinaus- und Absetzung« bedürfe, um der vorgestellten Gegenständlichkeit diesen »Habitus« zu verleihen, und daß es andererseits eben das vor allem Charakteristische des ersten Vorstellungstypus sei, daß das Vorgestellte als solches hier ein »im« Geist »Eingebettetes« oder auch stets von ihm noch »Getragenes«, »Gehaltenes« und »Gestütztes« bleibt. Was will nun der Geist durch einen solchen Akt der »Hinaussetzung« anderes erreichen, als vor sich selber die Vorstellung zu erwecken, als ob die betreffende Gegenständlichkeit ein von ihm (dem Geist) losgelöstes, eigen- und selbstständiges Dasein hätte, und daß sie ihm (dem Geist) gewissermaßen nur zufällig gerade »vor Augen« tritt, im übrigen aber ihrem Dasein und Sosein nach dem Dasein und Tun des Geistes gegenüber völlig autonom sei.

Wir sehen dies außerordentlich deutlich an der eigenartigen Doppelnatur der hier vorliegenden Sachlage; daran, wie der Geist gleichsam »unter der Hand« und »verdecktermaßen« doch wiederum das fortwährend tun muß, was als Ganzes auszuschalten gerade seine fortwährende Vorstellungsbemühung ist, nämlich daß

er eine solche Gegenständlichkeit in der ihr nur äußerlichen und aufgezwungenen Rolle der »außenweltlichen Realität« ununterbrochen zu halten und zu fixieren gezwungen ist. Eine geringe Haltungswendung des Geistes muß für eben diesen, der sich »im Grunde« der tatsächlichen Unwirklichkeit der betreffenden Gegenständlichkeit bewußt bleibt, das mühsam erreichte Vorstellungsresultat wieder vernichten: sobald er im geringsten Maße von seiner Bemühung abläßt, d. h. sich die Sache selbst vorzuspielen aufhört, wird auch die vorgestellte Gegenständlichkeit im unmittelbaren Anschluß an diese Haltungswendung des Geistes – um ein drastisches Bild zu gebrauchen – »wiederum in die Luft gehen«; sie wird, wenn sie nicht aus dem geistigen Blickfeld überhaupt verschwindet, wieder jene ihrer Unwirklichkeit im Grunde einzig angemessene Erscheinungsweise annehmen – als eine dem Geist »vorschwebende« und von ihm »getragene«.

Übrigens gibt es neben diesem Fall des bewußten Spiels oder der halbverdeckten Selbsttäuschung auch in dieser Sphäre der vorstellungsmäßigen Anschauung etwas der echten, wiewohl durchschauten Halluzination ganz Analoges, nämlich einen Erlebniszustand, bei dem ich gewissermaßen nicht anders kann, als irgend eine Gegenständlichkeit in meiner (nicht mehr wahrnehmungsmäßig gegebenen) Umgebung zu »sehen« (so zu sehen, wie ich die hinter meinem Rücken befindlichen und mir bekannten Dinge sehen kann), obwohl ich das ausgesprochene Bewußtsein der Unwirklichkeit eben dieser Gegenständlichkeit habe. Hier liegt es nicht so, daß ich bemüht bin und fortwährend bemüht bleiben muß, der Gegenständlichkeit ihre, wie ich weiß, unechte Rolle zu bewahren, sondern sie selbst scheint mich zu zwingen, sie in einer solchen Weise vor mir zu haben. Aber selbst auch diese, der andern scheinbar gerade entgegengesetzte Sachlage bestätigt dasjenige, worauf wir hinauswollen. Denn besteht nicht unser Unglaube an die tatsächliche Realität dieser Gegenständlichkeit gerade wieder in dem Bewußtsein, daß ihre mir sich aufzwingende Selbstherrlichkeitsrolle nur eine unechte und täuschende ist, d. h. daß da draußen »im Grunde« gar nichts ist, was seinsunabhängig von meinem eignen Dasein besteht und sich damit in dieser Weise von sich aus, von seiner eignen außenweltlichen Stellung aus mir aufdrängen könnte? Ist nicht das »Seinsband«, das das Dasein dieser mir erscheinenden Gegenständlichkeit mit meinem Dasein unabtrennbar verbindet, nur ein noch mehr und in einer anderen Weise verdecktes? Während es in dem vorhergehenden Fall

ein »Versteckspielen« des Geistes mit sich selbst war, liegt hier die Seinsabhängigkeit des Erscheinenden von demjenigen, dem es erscheint, überhaupt nicht mehr auf der Oberfläche des Erscheinungszusammenhanges; aber das Bewußtsein der tatsächlichen Unwirklichkeit besteht doch eben darin, daß diese Seinsabhängigkeit trotzdem sagen wir vorläufig »in einer tieferen Schicht« vorhanden ist.

Neben diese beiden möglichen phänomenalen Sachlagen stelle man jetzt noch einmal den Fall einer »bloß phantasierten« Gestalt vom ersten Vorstellungstypus und beachte, wie hier jenes Band der Seinsabhängigkeit vom Geiste (das in dem Fall des Spielens mit der Realität einer Gegenständlichkeit möglichst verdeckt und nur »unter der Hand« mitgegeben auftrat und im Fall der »Halluzination« ein überhaupt nur im Unglauben als solchem bewußtes, dagegen gar nicht erscheinungsmäßig sichtbares war) frei sichtbar daliegt und in seinem erscheinungsmäßigen Vorhandensein den ganzen Vorstellungstypus als solchen charakterisiert. Hier ist, kurz gesagt, die Seins unselbstständigkeit des Erscheinenden zu einer unverdeckt sichtbaren geworden.

Man wende jetzt natürlich nicht ein (dieser Punkt hat oft zur Verwirrung der vorliegenden Sachlage beigetragen), daß ja gerade solche Phantasiegestaltungen, seien sie nun »spontan erzeugt« oder nicht, sich unserm Geist gewissermaßen aufzwingen können, ihn zuweilen belagern, verfolgen und belästigen. Denn das, was hier mein geistiges Blickfeld belagert, sind eben solche sichtbarlich feinsunselbständigen Existenzen. Der Tatbestand, daß ich diese sich mir wider meinen Willen aufdrängenden Vorstellungen nicht aus meinem Blickfeld fortschieben kann, steht in ganz und gar keinem Gegensatz zu dem Tatbestand, daß sie sichtbarlich von meinem Geist abhängige sind, daß sie – sichtbarlich – ihr Dasein der Gegenwart meines Geistes verdanken.

Andererseits aber kann gerade die besondere Art ihres tatsächlich stattfindenden »Entschwindens« (sei es, daß es mir gelingt, die sich Aufdrängenden fortzutreiben, sei es, daß sie durch andere »Erscheinungen« abgelöst werden, sei es, daß sie »von sich aus« dem Blickfeld entgleiten) ein volles Licht auf ihre wesenhafte Seinseigenart gegenüber wahrhaften »außenweltlichen Realitäten« werfen: man beachte nämlich das ausgeprägte Bewußtsein, daß sie in dem Augenblick, wo sie mein momentanes Blickfeld verlassen, damit zugleich für mein Bewußtsein gewissermaßen in sich selbst zusammensinken; der Tatbestand, daß sie nicht mehr für meinen realen Geist da sind, macht sie als solche überhaupt »zu-

nichte«, oder vernichtet doch ihr Dasein an gerade dieser realen Erscheinungsstelle.[1]

Wir haben nunmehr eine ganze Reihe anschaulich-konkreter Sachlagen beigebracht, denen gegenüber es der phänomenologisch aufweisbare Gehalt als solcher fordert, von einer »Daseinsrelativität« oder auch, wenn man lieber den bekannten Terminus heranziehen will, von einer »Bewußtseinsabhängigkeit« zu sprechen. Von dieser ganzen Sphäre aus blicke man nunmehr auf das Bewußtsein, mit dem wir »außenweltliche Realitäten« zurücklassen, wenn sie unserem momentanen realen Blickfeld entgleiten. D. h. nur hier kann man eigentlich von einem »Zurücklassen« überhaupt sprechen; denn was geht es sie, die gegenüber unserm Geist Daseinsautonomen,

1) Bei einem weiteren phänomenologischen Nachforschen tauchen allerdings gerade an diesem Punkte wiederum die merkwürdigsten Probleme auf, die darin wurzeln, daß auch diesen sog. »bloßen Phantasiegestaltungen« ein ihnen spezifisch eignes »Dasein« oder »Sein« zugesprochen werden muß, das von ihrem Erscheinen vor einem realen Einzelgeist völlig unabhängig ist und doch auch kein »reales« ist. So ist es gewiß dasselbe »Rotkäppchen« und derselbe »Zeus« (und zwar sind es »dieselben« in einem über die bloße Identität des gegenständlichen Inhalts hinausgehenden Sinne), die wir uns alle vor unsern geistigen Blick zaubern können. Dieser Tatbestand zeigt aber, daß wir mit unsern Ausführungen das Problem der »Realität« als solches noch nicht in Angriff genommen haben, sondern nur dieses eine Teilproblem, wie sich innerhalb der realen Sphäre überhaupt der außenweltliche Realbestand von einem »bloßen Erscheinungsbestand« abhebt. Innerhalb der realen Sphäre überhaupt; denn der »bloße Erscheinungsbestand« nimmt ja als solcher in gewisser Weise an der realen Welt teil; er »erscheint« in ihr; er taucht in ihr auf. Aber er besitzt, seiner eigentümlichen Natur nach, gegenüber den eigentlichen und echten Realbeständen nur eine Realität gleichsam »aus zweiter Hand« oder von »sekundärer Natur«. Denn nur, solange er an einen realen Einzelgeist, der für ihn da ist, »angeheftet« ist, kann er an der Realität teilnehmen und eine Stelle in der realen Welt besitzen. Sobald ihm dieser Stützpunkt entzogen wird, muß er aus ihr wieder entschwinden, muß er — als Realität — zunichte werden. Mit dieser seiner Eigenart aber gehört er eben nicht zu den Realbeständen im eigentlichen und echten Sinne, für die es gerade das unabtrennbar Charakteristische ist, in ihrer Realnatur und damit auch an ihrer Realstelle selbstherrlich und autonom zu ruhen, d. h. dieses beides gegenüber einem realen Einzelgeist, dem sie momentan »erscheinen« mögen. Wir haben also auf diese Weise diese ihre »Realnatur« wohl gegen eine »bloß scheinbare Realnatur« oder eine solche »sekundärer und entliehener Art« abgegrenzt, nicht aber gegen dasjenige, was überhaupt jenseits dieser ganzen Sphäre der Realität (mag es sich um echte oder unechte, eigentliche oder uneigentliche, primäre oder sekundäre handeln) liegt. Mit dem letzteren aber würden wir erst das ureigne Wesen von »Realität« als solcher faßbar machen können.

Selbstherrlichen und Eigenständigen an, ob unser Blick zufällig auf sie gerichtet ist oder nicht? Dieses, daß sie an eben der Realstelle unberührt stehen bleiben, von der aus sie uns erscheinen, diese ihre Daseinsabsolutheit gegenüber jedem möglichen, sie wahrnehmenden oder wie immer auf sie bezogenen Geist, macht phänomenal ihre spezifische »Wirklichkeit« aus und stellt sie – phänomenal – in einen nicht fortzustreichenden unüberbrückbaren Gegensatz zu jenen »Geistesexistenzen« oder bloßen Geistesexistenzen (wenn wir diesen Ausdruck einführen dürfen, um die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks »Bewußtseinsinhalte« zu vermeiden).[1]

Man entgegne uns nicht, daß dies, wie man wohl wisse, eben die »Meinung« der gewöhnlichen, der naiven Weltanschauung sei, gegen die ja eben kritisch Stellung genommen werden müsse; natürlich sei es ein leichtes, diese »Meinung«, daß die Gegenstände »fort-

---

1) Diese unsere Auffassung über das spezifische »Realitätsbewußtsein« tritt, wie leicht ersichtlich, auch zu jenen Theorien in Gegensatz, die zwar nicht wie der eigentliche Positivismus das Realitätsbewußtsein in unabtrennbare Beziehung zu aktueller oder möglicher Wahrnehmung setzen, aber in denen doch »Realität« nur durch gewisse sich an den Gegenständen irgendwie betätigende oder auf sie irgendwie bezogene Bewußtseinsakte oder Bewußtseinszuständlichkeiten zustande kommen soll. Die Voraussetzung ist hier, wie übrigens auch im Positivismus, daß »Realität« nichts sein kann, was als den Gegenständen an und für sich und an sich selbst zugehörig vorgestellt zu werden vermag; es kann folglich nur in einer spezifischen Weise, wie wir auf die Gegenstände bezogen sind, bestehen; an ihnen selbst ist für unser Bewußtsein oder für unsere Vorstellung nichts verändert, ob wir sie als »existierende« oder als »nicht existierende« denken. Diese Auffassung hat bekanntlich Hume, der das Auszeichnende einer mit Wirklichkeitsbewußtsein verbundenen Vorstellung in dem Glauben an sie (dem belief) sieht. Jenen im Text kritisierten, spezitisch positivistischen Ausweg verbot ihm, dem sonst typischen Positivisten, die von ihm an dieser Stelle sachlich erfaßte Eigenart der Problematik; übrigens gewährt sein fortwährendes sachliches Schwanken über diesen Punkt einen tiefen Einblick in die Art und Weise, wie er mit dem Problem wahrhaft gerungen hat. Die Kritik, die Cornelius (Theorie der Existentialurteile) dieser Auffassung von Hume widmet, scheint uns durchaus unzutreffend zu sein und Hume ihr gegenüber die sachliche Überlegenheit in weitgehendem Maße zu besitzen. Auch in der neueren philosophischen Literatur findet man vielfach die gekennzeichnete Anschauungsweise. So scheint der Brentanosche Anerkennungsakt eine ähnliche Funktion zu besitzen wie das Humesche »belief«. Alles dieses möchte ich in einer besonderen Schrift urteilstheoretischer Natur zu expliziter Darstellung bringen und in ihr zugleich meine eigene Auffassung gegenüber diesen Theorien auf Grund einer genauen Analyse der hier in Betracht kommenden »Urteilsakte« oder »Urteilserlebnisse« darstellen. Denn diese Theorien – sachlich entschieden schwerer wiegend als die positivistischen – verlangen eine besondere Behandlung.

dauern«, auch wenn ich sie nicht wahrnehme, in bildhafter Weise zu interpretieren und zu explizieren. Denn mit einer solchen Entgegnung hätte man die eigentliche Intention solcher Ausführungen völlig mißverstanden. Es handelt sich in ihnen nicht um die Explikation einer beliebigen realen Meinung, sondern um Aufweisung konkreter, anschaulich faßbarer Phänomene, im Hinblick auf die der volle Sinn solcher Meinung erst wahrhaft einsichtig werden kann.

Wie wichtig dieses Zurückgehen auf die entsprechenden phänomenalen Sachlagen ist, das zeigt die beständige Sinnverschiebung, die solche Redeweisen wie »bewußtseinsunabhängiges Dasein«, »reale Außenwelt« usw. erleiden. Es liegt uns hier speziell daran zu zeigen, daß es eine durchaus verkehrte Meinung ist, auf die man in der positivistischen Literatur zuweilen trifft, wenn da behauptet wird, daß dem natürlichen Bewußtsein von einer »realen Außenwelt« Nichts oder doch nichts Wesentliches geraubt würde, wenn man den gesamten Bestand der Bewußtseinsgegenständlichkeiten auf eben dieses Bewußtsein daseinsrelativ macht. Nicht nur nimmt man diesem Bewußtsein etwas sehr Wesentliches, sondern man verkehrt es in sein vollkommenes Gegenteil. Wie wir gleich noch mehr sehen werden, ist eine Fülle von Phänomenen, die unser tägliches, reales Dasein gewissermaßen beständig begleiten, nur auf der gekennzeichneten phänomenalen Basis verständlich. Die erkenntnistheoretische Frage andererseits ist hiermit natürlich noch gar nicht berührt; aber man soll sich vollkommen klar darüber sein, was für das natürliche Bewußtsein die Seinsselbständigkeit der realen Außenwelt wahrhaft bedeutet, ehe man nach dem erkenntnistheoretischen Recht ihrer Ansetzung fragt; man soll diese »Daseinsautonomie« gewissermaßen erst einmal in explizierter Weise »erlebt« oder »gefühlt« haben, ehe man jene bekannten Zweifelsfragen stellt.

Für den, der das Phänomen in dieser Weise wirklich vor Augen hat, wird auch der Einwand, daß eine solche »Bewußtseinsunabhängigkeit« doch eine Widersinnigkeit in sich schließe, weil wir einen Gegenstand immer denken und vorstellen müssen, um ihn zu denken und vorzustellen, zu einer vollkommenen Absurdität. Kaum eine Rede scheint mir mehr »nur begrifflich formuliert« und weniger auf Anschauung und damit echter Einsicht zu beruhen als diese. Man braucht sich eben nur den Fall eines echten Realitätsbewußtseins anzusehen, um dessen einsichtig zu werden, daß man sich allerdings einen Gegenstand als einen »unvorgestellten«

vorstellen kann. Warum sollte auch die reale und völlig selbstverständliche Folge, die eintritt, wenn ich mir einen Gegenstand vorstelle, daß er nämlich damit zu einem »von mir vorgestellten« wird, auf den Vorstellungsinhalt übergehen.

Wir kommen jetzt auf unser Gesamtphänomen der »realen Außenwelt« zurück. Wenn wir diesem gerecht werden wollen, so ist es also nicht damit getan, daß man die wahrnehmungsmäßig gegebenen Inhalte in bezug auf ihre Stellung zum Ich da stehen läßt, wo sie »vorgefunden« werden, es ist auch nicht damit getan, eine Anschauungssphäre anzuerkennen, die über die Sphäre des speziell wahrnehmungsmäßig Gegebenen hinausreicht, sondern der entscheidende Schritt ist, daß wir die Raumwelt, in die wir uns mit unserm Leibe hineingesetzt finden, als eine »daseinsabsolute« oder »daseinsautonome« in dem fixierten Sinne fassen und unsere jeweilige Wahrnehmungsposition als eine dem Dasein und der Artung dieser Welt und ihrer Gegenständlichkeiten gegenüber völlig zufällige betrachten.

Und zwar ist uns diese Raumwelt – in der natürlichen Weltanschauung – als eine an sich selbst unbegrenzte gesetzt. Es ist bezüglich dieses Punktes am angemessensten, sich in irgendeiner »negativen« Weise auszudrücken; denn man kann nicht eigentlich sagen, daß die Raumwirklichkeit für das natürliche Bewußtsein in positiver Form als »unendlich« dasteht. Das als solches so schwer zu einer angemessenen Anschauung zu bringende Phänomen der Unendlichkeit geht wohl kaum, auch nicht in implizierter Weise, in das natürliche Bewußtsein der »Außenweltlichkeit« ein, wohl aber dieses, daß sie sich gewissermaßen in das »Unbegrenzbare verliert«. Natürlich ist dieser Tatbestand, zu dem wesenhaft gehört, daß »die Welt auch hinter mir nicht aufhört«, nicht zu verwechseln mit jener oben herausgestellten Möglichkeit, daß ich diese ihre Fortsetzung hinter meinem Rücken unmittelbar sehen kann. Jenes betrifft mein Bewußtsein von der Raumwirklichkeit überhaupt, die ich als solche natürlich nicht vollständig »übersehen« kann, dieses die jeweilig mögliche Anschauungssphäre. Auf das Verhältnis dieser Anschauungssphäre zur Raumwirklichkeit als solcher kommen wir gleich zurück.

Wir möchten nur von hier aus noch einmal auf das für die natürliche Geisteshaltung so charakteristische Bewußtsein hinweisen, daß wir nur durch diese an und für sich unbegrenzte Raumwelt hindurch zuschreiten brauchen, damit immer neue und neue, ihr an sich selbst zugehörige Stücke zu einer möglichen Wahrnehmungs-

nähe kommen können, daß es also einzig und allein auf mein »mich zu ihnen Hinbemühen« und damit meine zufällig erreichte Realposition ankommt, ob ich dieser an und für sich vorhandenen Realbestände wahrnehmungsmäßig habhaft werde oder nicht.

Nicht aber nur die zufällige Umgrenztheit meines Wahrnehmungsfeldes ist durch diese Realposition meines Leibes innerhalb der an sich bestehenden Realwelt bestimmt, sondern auch – und damit knüpfen wir an unsere früheren Erörterungen wieder an – derjenige »Ausschnitt« dieser Raumwirklichkeit, den ich in direkter Weise »überschauen« kann. Daß sich mir bei meiner zufälligen Realposition gerade ein bestimmter Teil der Umwelt als wahrnehmungsmäßig erscheinender gibt, das liegt an den zufälligen realen »Hindernissen« (Zimmerwände usw.) einerseits und an meiner nun einmal bestehenden physiologischen Organisation andererseits. Die Möglichkeit des von dieser Position in die Raumwirklichkeit »Hineinsehens« als solche aber ist nicht an diese zufälligen Grenzen gebunden: sie besteht sowohl nach allen Richtungen und nach allen Dimensionen hin, wie über jene »Hindernisse« hinaus. Wir »sehen« in der Tat – in dem früher bestimmten Sinne – von unserer Raumstelle aus – durch die Zimmerwände »hindurch« und in die Welt hinter unserem Rücken hinein.

Aber diese Möglichkeit, von der bestimmten Realposition »rund herum« in die Welt hineinzusehen, hat nun wiederum ihre eigenen, jeweils an diese Realposition gebundenen Grenzen. Damit kommen wir zur Beantwortung der einen unserer früheren Fragen. Unser geistiger Blick besitzt eine durch die reale Anschauungsposition auf der einen Seite festgelegte Spannweite. Es scheint so, als wenn wir die Raumwelt zunächst annähernd in den ihr an und für sich eigenen Dimensionen überschauen könnten; dann aber scheint der geistige Blick, um das Fernere überhaupt noch in direkter Schauung ergreifen zu können, dieses immer mehr und mehr in der Richtung auf sich selbst hin zusammenzuziehen; schließlich verliert er sich im Unbestimmten. Um sich diesen phänomenalen Tatbestand mitsamt der in ihm liegenden Begrenztheit völlig deutlich machen zu können, muß man die reale Leibesposition als diejenige, von der aus man in die Außenwelt hinein und weiter und weiter sieht, auch »im Geist« streng festhalten; denn es gibt andererseits eine Sachlage, bei der man sich »im Geist« an eine solche Stelle realiter hinversetzt denkt, von der aus man wiederum ein ferneres, von der tatsächlichen

Realposition nicht mehr mit dem Blick direkt erreichbares Stück sehend fassen kann. Aber auf solche eigentümlichen und sehr interessanten Komplikationen können wir hier nicht eingehen.

Natürlich hat der gekennzeichnete Zusammenhang *nichts* zu tun mit den bekannten physikalisch-optischen Gesetzmäßigkeiten; denn es handelt sich ja hier gar nicht mehr um das, was im engeren, *naturwissenschaftlich* einzig in Betracht kommenden Sinne »gesehen«, d. h. wahrgenommen werden kann. Bei unseren im zweiten Teil dieser Arbeit folgenden Untersuchungen über die *im Sehen als solchem gründenden apriorischen Gesetzmäßigkeiten* wird das hier nur seinem faktischen Vorhandensein nach Hervorgehobene in einen prinzipiellen Zusammenhang gestellt werden.

Mit dem Ausgeführten ist nunmehr klar geworden: was *innerhalb* dieses an sich selbst noch überschaubaren Bereiches liegt, oder besser gesagt, was als dort liegend vermeint wird, kann in direkter und unmittelbarer Schauung erfaßt werden (*zweiter* Vorstellungstypus). Was als ein *außerhalb* Liegendes dasteht, muß dagegen in der oben beschriebenen Weise durch einen Anschauungsrepräsentanten zu erschaubarer Nähe (die eben als solche durch die Anschauungsposition bestimmt ist) gebracht werden (*erster* Vorstellungstypus). Wobei es, wie schon oben angedeutet, noch den eigentümlichen, aber sehr häufigen Fall gibt, daß ich mich – in der Vorstellung lebend – gewissermaßen einer Selbsttäuschung hingebe, indem ich auch da noch einfach mit dem Blick »hinübergreife«, wo, wie ich mir vollkommen bewußt sein könnte, dieses »im Grunde« nicht möglich ist.

Und weiter: weil diese als solche unbegrenzte Raumwelt, in die ich mich mit meinem Leibe eingeordnet finde, eben als *die* »reale« für mich gesetzt ist, darum ist natürlich auch von dem durch meine zufällige Anschauungsposition in seiner Umgrenztheit bestimmten, jeweilig direkt *überschaubaren Ausschnitt* dieser das Merkmal der Realität unabtrennbar. Das ist die Antwort auf die zweite unserer Fragen.

Zur allgemeinen Charakteristik des Gesamtphänomens der realen Außenwelt sei zum Schluß noch einmal in explizierter Weise auf das besondere *Gegebenheitsverhältnis* hingewiesen, in dem für die natürliche Einstellung die drei hervorgehobenen Sphären (die Raumwirklichkeit überhaupt, das Anschauungsbereich als ganzes und das Wahrnehmungsbereich) zueinander stehen können: nämlich die anschaulich übersehbare Sphäre als *bloßer Ausschnitt* aus der

unbegrenzten Raumwirklichkeit und weiter die jeweilige durch zufällige physische Begrenzungen bestimmte Wahrnehmungssphäre wiederum in der Weise eines bloßen Ausschnitts aus dem Anschauungsbereich oder auch unmittelbar aus der realen Raumsphäre als solcher. Dieses, daß die Gegenstände aus der schon vorher an sich selbst (wenn auch nicht immer anschaulich) gehabten Raumwirklichkeit heraustreten, gibt dem natürlichen Wahrnehmungserlebnis erst seinen eigentümlichen Charakter. Ähnlich, wie wir uns oben bei einer etwas andern Sachlage ausdrückten, können wir uns auch hier ausdrücken: die Gegenstände, die für mich zu »unverhüllter Erscheinung« kommen, sind nicht einfach »so plötzlich« oder wie »aus dem Nichts heraus« für mich da, sondern sie treten aus der immer irgendwie mitgehabten realen Raumsphäre zufällig für mich, der ich ihnen nahe genug bin, hervor. Die Rede: das Wahrgenommene sei das stets primär Gegebene, alles andere dagegen sei, wenn überhaupt, so doch stets nur sekundär gegeben, darf für die jeweilige momentane Erlebnissituation, (also bei Ausschaltung aller genetischer und erkenntnistheoretischer Gesichtspunkte) nur diesen Sinn haben, daß erstens das Wahrgenommene als das unverhüllt Anschauliche für den sich der Welt passiv hingebenden Geist eine besondere anschauliche Vordringlichkeit besitzt und daß es zweitens als das sein eignes Dasein unmittelbar bewährende, wie auch als das räumlich Nächstliegende für das praktisch eingestellte Lebensindividuum das vor allem in Betracht Kommende darstellt. Nicht aber darf jene Rede so aufgefaßt werden, als wenn das Wahrgenommene eine stets notwendige phänomenale Grundlage (die erkenntnisgenetische Grundlage ist es ja in der Tat stets) für ein mögliches anderweitiges Anschauungserlebnis oder Wirklichkeitsbewußtsein abgeben müßte, so daß man immer erst über das Wahrgenommene als das auf ein anderes Hinweisende oder ihm als Schlußgrundlage Diendende hinüber müßte, um zu der Anschauung auch des andern zu gelangen. Im Gegenteil kann, wie schon gesagt, bei einer bestimmten, jetzt wohl nicht fernliegenden Einstellung der Wahrnehmungsabschnitt eben wahrhaft als »bloßer Aus- oder Abschnitt« der realen Welt überhaupt und der gesamten Anschauungssphäre im besonderen gegeben sein, und zwar als ein für die Anschauung des Ganzen völlig zufällig vorhandener und zufällig mitgegebener Ausschnitt, den man ebensogut fortstreichen könnte.

Damit schließt sich der Kreis der ersten Reihe von Untersuchungen. Das Bewußtsein »realer Außenweltlichkeit« kam zwar noch nicht

im letzten philosophischen Sinne zur Durchleuchtung — dazu wäre jene allseitige Erfassung der Idee der Realität erforderlich; aber wir hoffen doch, daß das tatsächliche Vorhandensein eines völlig eigenartigen, und in sich sachlich einstimmigen Phänomens »realer Außenweltlichkeit« unbezweifelbar geworden ist und die zunehmende Breite der Untersuchung ihm eine gewisse konkrete Anschaulichkeit verliehen hat.

Es soll nunmehr unsere nächste Aufgabe sein, zu untersuchen, was denn an Einzelgehalt in diese seinsautonome Welt eingeht: sind es etwa die reinen Wahrnehmungsinhalte oder die sogenannten »sinnlichen Erscheinungen« selbst und als solche, die ein von aller Wahrnehmung und Vorstellung unabhängiges Dasein führen sollen? Oder kommen wir gar zu irgendeiner mystischen Welt »transzendenter« Gegenständlichkeiten? Was sind dem schlichten phänomenologischen Tatbestand nach die »Dinge an sich«? Zur Beantwortung dieser Fragen bedarf es ganz besonders eingehender und genauer Analysen, die uns wesentlich tiefer in das Reich der »Außenwelt« selbst mit seinen mannigfachen Gestaltungen hineinführen werden, als es bisher geschehen konnte.[1]

1) Die Arbeit wird als ganze im »Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung« (Niemeyer, Halle a. d. S.) erscheinen, der 1. Teil zunächst im 2. Band.

Lebenslauf.

Ich, Hedwig Conrad, geb. Martius, bin geboren am 27. Februar 1888 zu Berlin. Ich besuchte in Rostock neun Klassen der höheren Töchterschule und darauf in Berlin die von Helene Lange gegründeten vierjährigen »Gymnasialkurse für Frauen«. Im Herbst 1907 absolvierte ich am Sophien-Realgymnasium (Berlin). Von den ersten vier Semestern studierte ich drei Semester in Rostock und ein Semester in Freiburg und hörte neben historischen und literarischen Vorlesungen einige philosophische. Im Herbst 1909 ging ich nach München; hier wurde ich durch Universitätsvorlesungen und Vorträge im dortigen »psychologischen Verein« (besonders von den Herren Dr. Geiger, Dr. Scheler und Professor Pfänder) in die durch Husserls »Logische Untersuchungen« inaugurierte phänomenologische Bewegung innerhalb der Philosophie eingeführt. Fortan widmete ich mich vornehmlich philosophischen Studien, besonders in Göttingen, wo ich die nächsten vier Semester (von Herbst 1910 bis Juli 1912) unter der persönlichen Anleitung von Herrn Professor Husserl und Herrn Dr. Reinach arbeitete. Im Juni 1912 erhielt ich hier den Universitätspreis der philosophischen Fakultät für die Arbeit »Die erkenntnistheoretischen Grundlagen des Positivismus«. Da ich in Göttingen wegen meines Realgymnasialabituriums zum Rigorosum nicht zugelassen wurde, promovierte ich im Juli desselben Jahres in München mit derselben Arbeit. Allen meinen Lehrern, besonders aber Herrn Professor Husserl und Herrn Dr. Reinach, möchte ich meinen herzlichen Dank aussprechen.